

OLAF W. FICHTE



Wolter



Fechter



Thriller

# INFORMATION

Diese Leseprobe beinhaltet Auszüge aus dem Roman Wollter und aus dem Roman Fechter von Olaf W. Fichte.

Die vollständigen Bücher erhalten Sie als E-Book, als Taschenbuch und als Hardcover über Onlineshops und über Ihre Buchhandlung.

Das Titelbild dieser Leseprobe ist die Vorderseite des Umschlages der Hardcover-Ausgabe von Wollter + Fechter.

Die Titelbilder aller anderen Versionen unterscheiden sich stark von dieser, da jede Ausgabe (E-Book, Taschenbuch, Hardcover) über ein eigenes Design verfügt.

---

Mehr lesen auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)

Olaf W. Fichte

# **WOLLTER + FECHTER**

SPECIAL EDITION

Zwei rasante und dynamische Thriller.

**Beide Romane beruhen auf wahren  
Ereignissen.**

ZEIT DER HAUPT-HANDLUNGEN

Von Mitte der 1970er Jahre bis Ende der 1980er Jahre.

# Über den Roman **Wolter**

Der Roman zeichnet die tragischen Ereignisse eines 16jährigen Schülers in der DDR, der aus politischen Gründen zu mehreren Jahren Haft verurteilt, inhaftiert und als vermutlich erster DDR-Jugendlicher viele Monate in verschärfter Einzelhaft verbringen musste auf ebenso authentische wie fesselnde und humorvolle Weise nach. Seine Erlebnisse wurden die Grundlage für die Geschichte des fiktiven Romanhelden Wolter, der während der Haft mit 18 Jahren gegen seinen Willen aus der DDR ausgebürgert und in die BRD abgeschoben wird.

Wolter, der mit den Verhältnissen in der BRD nicht vertraut ist, der dort keine Verwandten oder Bekannte hat und dem weder Behörden noch Organisationen helfend unter die Arme greifen, findet nur Anschluss zum kriminellen Milieu.

Er wird verhaftet und kann – sarkastisch gesagt – nun Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen DDR-Knast und BRD-Strafvollzug am eigenen Leibe erleben.

---

Mehr lesen auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)

# Über den Roman **Fechter**

Unterhaltsam umreißt der Roman spannende Auszüge aus dem Leben eines Söldners.

Nach seiner Zeit bei der Fremdenlegion arbeitet er für jeden, der, wie er, sich gegen Terroristen wendet – und ihn dafür bezahlt.

Ob im Libanon oder im Einsatz für Geheimdienste wie dem Verfassungsschutz und dem Bundesnachrichtendienst (BND), Wolf Fechter, der Protagonist, ist Söldner aus tiefster Überzeugung.

Bis zu dem Tag, als man ihn zum Narren hält und sich weigert, ihn zu bezahlen.

Folgen Sie Wolf Fechter u. a. nach Spanien, in den Libanon, die Niederlande und durch Deutschland.

---

Mehr lesen auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)

# Über den **Autor**

Fichte war der Name seines Vaters, der verstarb, als er zwei Jahre jung war. Er hat keine Erinnerungen an ihn. Und doch, oder gerade deshalb, möchte er an ihn erinnern, indem er seinen Namen trägt. Sein zweiter Vorname war der Vorname seines Vaters. Weder im realen Leben noch im Internet gab es Spuren von seinem Vater – bis Olaf ihn als Autor trug.

Olaf W. Fichte verfasste sein erstes Gedicht mit 13 Jahren und seine erste Geschichte mit 14 Jahren – einen Kurzkrimi auf 64 Seiten. Nach seiner Ausbürgerung aus der DDR, im Jahr 1979, verbrachte er viele Jahre in verschiedenen Ländern weltweit.

Mit seiner Veröffentlichung von „Wollter“ kehrte er im Jahr 2011 zu seinen Wurzeln zurück. 2012 erschien „Fechter“. Beide Romane sind sehr stark autobiographisch geprägt, wenn auch nicht chronologisch.

Derzeit arbeitet er an einem weiteren autobiographischen Tatsachenroman, dessen

Ereignisse zeitlich vor dem Roman „Wollter“ angesiedelt sind.

Das unabhängige Literatur-Kuratorium des Freistaates Sachsen sprach ihm 1998 für den Inhalt seines Romans „Wollter“ Fördermittel des Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst zu.

---



# Urheberrechte

Copyright © 1993-2025 by Olaf W. Fichte / Germany

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Leseproben: März 2025

Texte: Copyright © by Olaf W. Fichte  
Umschlag: Copyright © by Olaf W. Fichte  
Gestaltung: Olaf W. Fichte

# WOLLTER

ROMAN

OLAF W. FICHTE

**Dieser Thriller beruht auf wahren Ereignissen.**

Copyright © 2025 by Olaf W. Fichte / Germany

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

# I

**D**ie Luft war trocken, es roch nach altem Papier und Körperausdünstungen, aber auch nach einer Spur Tod, die mehr und mehr nahte, sich verdichtete, aus dem Nebel trat und mich für den Bruchteil eines Augenblicks meine Blähungen vergessen und auf das Entfalten dieser zaghaften Knospe hoffen ließ. Doch sie lebte nicht – und ich hörte wieder das Lachen. Ein bitteres, ein böses Lachen. Und sie lachten und lachten. Es nahm kein Ende. Meine Ohren dröhnten, Wut verfärbte sie purpurn.

In einer lächerlich wirkenden Pose hing ich wie ein dahingeworfenes, kunstvoll gefaltetes Gästehandtuch auf einem unbequemen, harten Holzstuhl und sah mit seitlich verdrehtem Kopf zu ihnen auf. Mein Hals signalisierte Schmerz, aber sonst empfand ich nichts. Speichel mit dem Geschmack erdbeersüßer Mordgier sammelte sich auf meiner Zunge und seilte sich über den rechten Mundwinkel zwischen meinen Oberschenkeln zum Boden ab. Ohne mit der Wimper zu zucken hätte ich aufspringen und beide gleichzeitig erwürgen können. Den einen mit der Linken, den anderen mit der Rechten – und schnapp! Würgend ihr abstoßendes Hohn Lachen zerquetschen. Ein für alle Mal die längst fällige abgestandene Luft aus ihnen lassen.

Jesus, hatten die ein verdammtes Glück, dass ich mich zurückhielt. Na ja, genau genommen war ich zwangsgehemmt und tat mich deshalb bei der Umsetzung meines Vorhabens etwas schwer. Kräftig genug war ich wohl, allein die Beherrschung zu verlieren, gelang mir nicht.

In weiser Voraussicht legten mir die beiden Rohlinge Handschellen an, führten sie um ein Tischbein herum und zerrten meinen Stuhl einen halben Meter nach hinten weg, so dass mein

Kopf auf die Knie nickte und sich mein Hintern in Windeseile auf der abgerundeten Kante des Stuhls Halt suchend ausbalancierte. Es drückte ein wenig quer, möchte ich mal sagen. Vorbei mit aufrecht sitzen. Gepflegter Rundrücken war angesagt. Ganz klar, dass sie so ungestraft ihre Späße mit mir treiben konnten.

Die Situation war mir nicht ganz neu, die Haltung dagegen schon. Äußerlich regte sich kein Muskel an mir, weil diese Begebenheit eben nichts grundlegend Neues offenbarte und meine gewöhnungsbedürftige Pose kein schmerzloses Muskelspiel zuließ.

„Wollte er oder wollte er nicht?“

„Der Butler wollte!“

„Nein, nein, James wollte nicht!“

„Doch! Er wollte, konnte aber nicht!“

Wie spaßig! So ging es in einem fort. Ich bin beileibe kein Kostverächter, leihe einem anständig schmutzigen Witz gern beide Ohren, aber mein Verständnis für solcherart Humorausbrüche hat Grenzen. Wenn ich etwas wirklich nicht ausstehen kann, dann sind es zusammengeschusterte, völlig deplatzierte Witze ohne Pointe. Wie nennt man eigentlich den Witz eines Witzes? Staats-Diener?

Ja, ich heiße James Wollter – na und?

Und damit auch das gleich geklärt ist: Ich bin weder Butler noch Komiker – und war es auch nie.

Geboren wurde ich als kleines rotes, vom Ast gepurzeltes Käfigkind; war hässlich, wie ein Teller Hafergrütze und zu allem entschlossen. Heute ist das alles anders.

Aber der Reihe nach.

## II

**E**ifrige Geschäftigkeit deutete am Nachmittag dieses 26. Oktober im Nürnberger Polizeipräsidium Feierabendstimmung an. Türen knallten, irgendwelche Menschen stürzten durch schmucklose Gänge; rempelten uns an, grummelten, ohne aufzusehen und hasteten weiter durchs grelle Neonlicht in die Nächsten hinein.

Merochs und sein Partner zerrten mich an einer Handschelle hinter sich her zur erkennungsdienstlichen Behandlung, wie sie die Schweinereien mit einer Farbe, die zu lösen mir erst beim siebenden Waschgang glückte, verhüllend umschrieben. Mit geübter Hand rollte Merochs die angeschwärzten Fingerkuppen meiner Hände über weißes Papier.

„Warum haben Sie sich freiwillig gestellt?“

Fasziniert sah ich auf die Hinterlassenschaften meiner Finger und Handflächen in den schwarz geränderten Feldern.

Ob man das verkaufen kann? Bestimmt. Musst nur einen finden, der sich freut und dafür löhnt, dann ist es Kunst und teuer.

So viele kleine Kringel zählt also ein Verbrecher. Doch eigentlich war ich ja gar kein Verbrecher, nur eine Nummer. Zwölf Kästchen mit den Kringeln einer Nummer. Nummern begehen keine Verbrechen.

„Sie müssen nicht antworten. Ihre Vernehmung wird erst in München stattfinden. Wir sind nur neugierig. Es ist nun mal nicht alltäglich, dass sich einer, wie Sie, stellt.“

Einer wie ich? Hohoho! Wohl Autogrammjäger? Ich unterließ es, vor den beiden meine Gründe auszubreiten. Wie sollten ausgerechnet zwei trieblose K 21-Bullen meine Beweggründe verstehen, war ich mir doch selbst nicht mehr sicher, warum ich es tat und weshalb mich mein Weg der letzten Wochen bis zu diesem Tisch führte. Einerseits hegte ich Zweifel, andererseits war ich recht froh und auf eine eigenartig traurige Weise erleichtert.

Bei der sich anschließenden Fotosession bewerkstelligte es Merochs Juniorpartner nicht, den Film manuell zu transportieren. Technik zum Schmunzeln. Ich war sehr gespannt, zu sehen, wie ein Profi ein echtes Harakiri hinlegt. Früher mal sah ich das in einem Film. War nicht sehr appetitlich. Aber hochinteressant. Eigentlich könnte er mir die kleine Freude machen.

Unablässig stieß mein Seppukuanwärter unflätige Flüche aus und zitterte mit fiebrig langen, spindeldürren Fingern um das zarte, schutzlose schwarzsilbrige Gerät, bis er beschloss, dem Japaner mit deutscher Geduldsamkeit zu begegnen. Und, siehe da, schon nach zwanzig Minuten hatte er meine drei Fotos im Kasten und befahl mir entnervt, zu jenem Tischchen zu gehen, an welchem ich zuvor – wie wir in Fachkreisen zu sagen pflegen – Klavier spielte.

Lustlos tapste ich die fünf Schritte am Kameraständer vorbei zum Tisch und sah mich fragend nach ihm um.

„Setzn!“

Wenn du meinst.

Junior kniete neben mir nieder, löste routiniert wie ein alter Bulle die Handfessel von meinem linken Handgelenk, forderte mit einem kräftigen Ruck meinen rechten Arm zum Nachgeben auf, führte den blitzenden Stahl um das angeknabberte linke Tischbein herum und ließ ihn wieder an meinem Handgelenk einrasten.

Huch, mächtig verkeimt hier unten, war das Erste, was mir nach dem unvermittelten Hechter durch den Kopf ging. Und das Zweite: Sieht so der Dank für meine Reserviertheit aus? Keinen Mucks gab ich von mir, als du mit dem Japaner kämpftest. Gelangweilt sah ich zur Decke, tapfer hielt ich geistreiche Bemerkungen nieder und tötete den aufsteigenden, quälend drängenden Lachkrampf ab.

Alles weitere ist bereits bekannt.

Sie drehten mir ihre Rücken zu, schaukelten sich hoch und ich kaute an meiner Wut. Schmerzliche dreißig Minuten vergingen, dann endlich nahte die Erlösung. Zwei Uniformierte schoben sich in den Raum, als müssten sie ihren Körpern vor jeder Bewegung gut zureden. Der eine lüpfte seine Schirmmütze und wischte sich mit

dem Handrücken über die trockene Stirn; der andere hielt sich die Dunstkiepe vors Gesicht und gähnte angestrengt.

Danach ging alles sehr schnell. Sie wickelten mich vom Pflöck – und Schwups fand ich mich auf einem muffigen Zellentrakt im Keller wieder.

Mitten auf dem Gang saß ein Doppelpack in Grün an einem kümmerlichen Tischchen und füllten mit heraushängender nachdenklicher Miene irgendwelche Formulare aus. Vielleicht verfassten sie auch Lyrik oder hakten den Speiseplan ab, so genau habe ich das aus drei Meter Abstand nicht erkennen können. Es erschien mir auch nicht so wichtig.

Mein müder Begleiter stupste mir in die Seite und befahl mit schleppendem Stimmchen, all die guten Sachen aus meinen Taschen vor den beiden Gelehrten auszubreiten. Artig kam ich seinem höflich vorgetragenen Wunsche nach. Ich war heilfroh, keinen Striptease hinlegen zu müssen. In ihrem Verlies zog es fürchterlich.

Während einer der Protokollführer meine Habseligkeiten, die aus einem silbernen Drehkugelschreiber, einer silbernen Halskette mit silbernem Wassermannanhänger, einem silbernen Dupont-Feuerzeug, einem silbernen Zigarettenetui, einer silbernen Handgelenkkette und einem schwarzen Ledergürtel mit silberfarbener Schnalle bestanden, und von denen ich mich nur schweren Herzens trennte, lieblos in einen hundekotbraunen Karton mit dem vielsagendem Schriftzug „Erdbeer-Konfitüre“ warf, zählte sein Kollege meinen unermesslichen Reichtum. Bei 20,49 DM brach er ab und übertrug die Zahlen, akkurat mit ruhig geführter Schönschreibschrifthand, in ein eigens dafür entworfenes Formblatt. Nicht zu glauben; der andere schleuderte mein Geschmeide doch tatsächlich in einen klebrigen Marmeladentrog. Ja, und außerdem war das Ding auch noch viel zu groß. Doch ich hielt mich zurück, schlug die Zähne aufeinander und verfolgte mit geballten Fäusten in den Hosentaschen die Flugbahn meiner Kleinodien. Die grünen Männlein waren in der Übermacht.

Nichts von alldem würde ich vor meiner Entlassung wieder zwischen die Finger bekommen, so der psychologisch schwergewichtige Einschüchterungsversuch des Schmuckweitwerfers. Die paar Tage,

dachte ich, und fühlte mich schlagartig besser. Hastig warf ich Blicke über das Papier. Sie drängelten, hätten noch Wichtigeres zu tun.

„Aus Gründen, die zur Schädigung von Leben und Gesundheit sowie zur Beschädigung fremder Sachen geeignet seien“, las ich und kritzelte ein halbes Dutzend Mal meinen Namen. Deshalb also. Natürlich sah ich nun ein, dass die Formalitäten unerlässlich waren.

Aber ließe sich dieses zweckmäßig formulierte, dieses verspielte und zugleich kesse Sprüchlein nicht auch als Warnhinweis an Fußbälle, Biergläser oder Automobile anbringen? Und weshalb, fragte ich mich weiter, beließen sie mir ausgerechnet die Schuhbänder? Sollte ich sie darauf hinweisen? Oder kommentarlos auf den Tisch legen? Nein, nein, sie hatten Wichtigeres zu tun.

Auf dem Weg zur Schlafstelle, so an die sechs Meter den Flur entlang, beschlich mich im Duster der Kellergewölbe ein Gefühl der Bedeutungslosigkeit. Ohne netten Plausch löste sich unsere heitere Männerrunde auf. Meine Konversationsbestrebungen ignorierend, bohrte einer der Sheriffs in der Nase. Er bohrte tief, wurde aber nicht fündig, so dass er den Meißelrhythmus intensivierte, was verständlicherweise keinen Dialog mit mir zuließ. Die anderen drei taten es ihm zwar nicht nach, folgten jedoch seinen Bemühungen mit verstohlen neugierigen Blicken, so als erwarteten sie nach dem Heben das Aufteilen außergewöhnlich seltener Fundstücke.

Blitzartig durchfuhr mich das Entsetzen. Ich hätte wissen, daran denken müssen, dass so etwas geschehen konnte, bevor ich den wahnwitzigen Entschluss fasste, mich auszuliefern. Mir schauderte, meine Hände zitterten, Schweiß ergoss sich über meinen Körper und mein Magen wollte unbedingt noch einmal herzeigen, was ich ihm vor Stunden zuführte. Unbeweglich stand ich da, starrte hinauf in das fahle Licht der nackten, sich schamhaft in einer kleinen, quadratischen Vertiefung über der Tür versteckenden Glühlampe. Hilfesuchend umklammerten meine eiskalten Hände die Gitterstäbe, wurden feucht und glitten an ihnen hinab. Tränen tauchten meine Perspektive unter einen dichten Schleier. Und irgendwo – weit, sehr



weit weg – sah ich ein sanftes weißes schimmern um ein verschwommenes dunkles Nichts.

„Wie spät?“, fragte ich leise den Geologen.

„Nach sechs“, beschied er mürrisch, schlug das Eisengitter und kurz darauf die schwere Zellentür ins Schloss.

### III

**V**erstört warf ich den Kopf herum. Angst trocknete meine Augen. Scheppernd verhakte sich sein hässliches mausgraues Maul, rastete ein, verband sich mit der umlaufenden Mauer zu einem Ganzen. Kein Entrinnen. Ich fühlte mich beengt und bedroht. Auf puddingweichen Knien wankte ich durch den Schlund der Hoffnungslosigkeit, als folge ich einem gespannten Gummiband. Was mich antrieb, ich kann es nicht sagen. Oder doch: Eigentlich trieb mich nichts, ich wurde getrieben.

Wieder dieses Zucken. Kalte Blitze durchfuhren alle Glieder. Mein Körper bebte, doch sah ich mich nicht um, als das zweite stählerne Schleusentor sein meterhohes gefräßiges Maul schloss, mich gefangen nahm, würgte und verschlang. Ich sah nach vorn und mir wurde kotzübel.

Die Sonne schien, prasselte unbarmherzig auf mich hernieder. Ein wunderschöner Tag für ein Picknick im Grünen. Und höllisch heiß für einen Tag Anfang Februar. Ich schwitzte nicht. Warum wurde es nicht dunkel? Kommt wohl noch. Bitte etwas Regen, nur einen kühlenden Schauer.

Wer friert, lebt.

Ich fror nicht.

**E**rst neun Monate lag das zurück. Fast auf den Tag genau. Bevor ich an diesem freundlichen Februartag durch das Haupttor der Jugendstrafanstalt in Ichershausen, einem ehemaligen Kloster, das irgendwann korrigiert wurde, schlenderte, drückte ich mich fünfzehn Monate in verschiedenen volkseigenen Gefängnissen herum.

Ichershausen war nicht irgendein Jugendknast. Wen die Justiz des Arbeiter- und Bauernstaates hierher karrte, der war entweder Gewaltverbrecher oder Wiederholungstäter. Schon mit fünf Jahren war man dabei und durfte sich unter Mörder, Bankräuber und auch Republikflüchtlinge mischen; sie sogar als Freunde gewinnen, wenn man was Anständiges vorzuweisen hatte.

Während sich die Mehrheit mitten im Vollrausch der Pubertät befand, glitt ich zufällig – oder vielleicht auch nicht – genau an diesem Tag charmant und leichtfüßig über die viel gepriesene Schwelle zur Volljährigkeit. Doch irgendwie wollte es mir nicht so richtig feierlich ums Herz werden. Mag sein, es lag daran, dass noch fünfundvierzig Monate vor mir lagen. Kein Pappenstiel, aber mir machte das alles überhaupt nichts aus. Natürlich nicht!

Festgenommen wurde ich übrigens auf der Herrentoilette des Dresdner Hauptbahnhofs. Drei Monate später verurteilte mich ein Jugendschöffengericht des Bezirksgericht Dresden Nord wegen versuchter Republikflucht zu sechzig Monaten Jugendhaft. Den Qualm verdankte ich den Aussagen zweier Klassenkameraden. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass es keine x-beliebigen, sondern wirklich dicke Schulfreunde waren.

**A**cht Tage verbrachte ich mit Nichtstun auf der Zugangsabteilung, während deren die Leitung knobelte, auf welche Gruppen sie uns neun Neuzugänge am zweckmäßigsten verteile. Als ehrlicher und unaufdringlicher Junge, der ich nun einmal war, sagte ich ihnen, um Missverständnissen vorzubeugen, gleich am ersten Tag, was ich von ihnen hielte und sie mich höflicherweise könnten, wenn ihnen mal danach sei. Da mussten sich die Herren aber erschrocken haben, denn sie knobelten und knobelten, knobelten und knobelten – oder taten jedenfalls so. Reine Zeitverschwendung, denn ich wiederholte nur, was ich drei Wochen zuvor auch schon meinen Verurteilern anbot. Ihr Ergebnis blieb ohne Alternative und nannte sich verschärfte Einzelhaft. Eine ebenso umständliche wie blöde Bezeichnung für ein simples Fingerschnippen.

Zum Davonlaufen! Irgendwas oder irgendwer moderte vor sich hin. Die Luft stand – und ich mittendrin, nackt vor dem Tresen der Effektenkammer auf dem schummerigen Dachboden des zweistöckigen Häuschens, nur wenige Schritte der Zugangsabteilung über den Hof. Und plötzlich fror ich. Mir wurde kalt, richtig furchtbar kalt. So kalt, dass ich ..., dass mir ... Oh, nein! Ich hob den Kopf, schlug die Backenzähne fest aufeinander und verzog mein Gesicht zu einer Miene, die ausdrücken sollte, „Wer jetzt Witze macht ...“ Den Rest schenkte ich mir. Keiner interessierte sich für meine Gedanken. Also änderte ich die Zielrichtung und dachte ungeniert weiter. Ich schrie, oder besser, ich flehte in mich hinein: „Komm schon, komm schon.“ Er hatte sich verkrochen, so klein gemacht, dass eine halbe Walnussschale genügte, ihn unsichtbar werden zu lassen. „Jetzt wird nicht Verstecken gespielt. Hör auf damit! Mach mir keinen Ärger. Bitte, bitte!“ Wie beiläufig sah ich auf die verstreut am Boden liegenden Kleidungsstücke, die ich auf Zugang habe tragen müssen, streifte ebenso beiläufig über die Stelle, an der ich ihn vermutete,

doch schien es, als habe ich ihn nun erst recht eingeschüchtert. Von Begeisterung jedenfalls keine Spur. „Tu mir das nicht an. Komm her, Mann!“ Nichts. Er regte sich nicht. „Willst du wohl!“ Nichts. „Wie du willst. Fortan sollst du fahnenflüchtiger Karottenstumpf Hermann heißen“, knurrte ich und griff geschwind nach der Unterhose. Mit unruhigen Fingern riss ich sie vom Tresen und schlüpfte hinein. Schon wärmer. Sehr viel wärmer. Weniger hastig streifte ich den dünnen, ausgewaschen blauen Overall, den mir einer der drei Kammerkalfaktoren reichte, über, schnürte die ausgetretenen, absatzlosen schwarzen Halbschuhe an mir fest und schob das dunkelblaue Schiffchen entsprechend der Anstaltsordnung vorschriftsmäßig auf den Kopf. Nur natürlich viel lässiger.

Kaum eine Armlänge entfernt stand Oberleutnant Borrmann zu meiner Linken und betrachtete mit wissenschaftlichem Forschungsdrang seit einer viertel Stunde stumm seine Fingernägel. Er und zwei Schlüsselschwinger brachten mich vom Zugang hierher. Beim Überqueren des Hofes stellte sich mir Borrmann als Erzieher jener Gruppe vor, derer ich zugeteilt wurde, weil nun einmal jeder Jugendliche einer Gruppe zugeteilt werden müsse.

Meine erste Begegnung mit ihm lag einen Tag zurück. Beim Zugangsgespräch, im Aufenthaltsraum der Zugangsabteilung, gehörte er der fünfköpfigen Kommission an. Sie saßen vor rot-weiß gekästelten Gardinen hinter Schultischen. Ich stand und erzählte bruchstückhaft von meiner Verurteilung. Lust hatte ich keine, fast alles stand in meiner Akte. Was nicht darin stand, ging sie auch nichts an. Sie fragten nach meiner Familie, wie ich so in der Schule und beim Sport gewesen sei; welche Pläne ich für die Zeit nach meiner Entlassung habe und ob ich eine Freundin hätte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, sie wollten mich verarschen. Ich wurde sauer und fragte, ob ich denn wenigstens früher rauskäme, erzählte ich ihnen schlüpfrige Geschichten. Daraufhin bot mir einer „eine Kräftige auf mein großes Schandmaul an“ und Borrmann, welcher, während der zehnminütigen Aushorche, regungslos aufrecht auf seinem Stuhl saß, und einen blauen Kugelschreiber, den er wie eine Zigarette

zwischen den Fingern der rechten Hand hielt, inspizierte, fragte mich, ohne den Blick vom Studienobjekt abzuwenden, nach den Gründen, die zu meiner Festnahme führten.

Gründe? Welche Gründe? Sieben unscheinbar gekleidete Herren nahmen meine beiden Freunde und mich auf dem Bahnhof fest. Schleiften uns vom Pinkelbecken weg. Dabei taten wir nichts Unrechtes, standen einfach nur da, pinkelten, rauchten und amüsierten uns über anstößige Kritzeleien an den Kacheln vor uns. Zuerst dachte ich an Kinderräuber oder so was, brachte meine Fäuste in Position und brüllte: „Ich darf nicht mit fremden Männern mitgehen!“. Doch die Kinderräuber waren schneller, warfen sich auf mich und legten mir eine Acht an. Die erste Acht in meinem Leben. Und die war wirklich total echt. Gott, war ich stolz auf das Ding. Ich verdrehte den Kopf, sah in die Leidensmienen meiner Freunde, hob die Hände wie zum Gruß – Hunderte kleiner Blitze schossen über meine Acht hinweg – und rief ihnen zu: „Jetzt sind wir wer!“ „Halt die Luft an!“, befahl irgendeiner hinter mir. Jetzt war ich mir ganz sicher, dass die Kinderräuber Abgesandte der Staatsmacht waren. „Seht her, sie haben Angst!“, sagte ich laut und lachte vergnügt.

Weit nach Mitternacht, die Vernehmungen waren abgeschlossen und meine Freunde nach Hause geschickt, stellten sie mir meinen Hauptgewinn zu. Beide hatten unabhängig voneinander Protokolle unterschrieben, in denen es hieß, ich habe die Absicht geäußert, die Deutsche Demokratische Republik illegal zu verlassen. Ein gewöhnliches, sieben Zentimeter kleines Klappmesser, das ich immer bei mir trug, und wie es sich vermutlich in der Hosentasche jedes Sechszehnjährigen gelernten DDR-Bürgers finden ließ, untermauerte ihre Behauptung und brach mir schließlich das Genick. Es war mir egal. Ich war hungrig und immer wieder fielen mir die Augen zu. Versuchte Republikflucht unter Anwendung einer Waffe, nannten sie es. Ganz was Schlimmes. Sie meinten bestimmt nicht mich.

Meinten sie doch. Denn nun stand ich vor Borrmann und schob mit beiden flach aufgelegten Händen mein Schiffchen noch eine Idee in Richtung rechtes Ohr. Borrmann zupfte unsichtbare Fussel von seiner dunkelblauen Uniform und sagte: „Das haben allein Sie sich zuzuschreiben. Denken Sie mal nach. Sie machen alles nur noch schlimmer als es ohnehin schon ist. Kommen Sie zur Vernunft.“

Ohne es rational begründen zu können, war mir Borrmann auf Anhieb irgendwie, na ja, sagen wir mal, jedenfalls nicht so richtig ganz sympathisch. Und doch fühlte ich mich von diesem schlanken Mittdreißiger angezogen. Sein babyarschglattes, urlaubsgebräuntes Gesicht allein konnte unmöglich diese Kraft erzeugen. Dazu wirkte es zu weich, zu anfällig. Woraus schöpfte dieser Teufel? Wurde ich Opfer seiner aufgesetzt abweisend, desinteressiert gelangweilten Art und vielleicht auch der überdeutlichen, jedes Wort betonenden, leisen, hinterhältigen Sprache?

Quatsch nicht rum, mach die Tür auf.

„Ich bin müde“, sagte ich schnippisch, langte nach der übelriechenden, braunen Pferdedecke auf dem Tresen; klemmte das kratzige Ding unter den rechten Arm, steckte beide Hände in die Taschen des Overalls, drückte mich am fusselsuchenden Borrmann vorbei und folgte den beiden Obermeisterdienstgraden die Holztreppe hinunter und über den Hof in ein kleines, freistehendes, einstöckiges gelbes Gebäude.

Ich meine natürlich ein Gartenhäuschen. Hängepetunien bepflanzte Blumenkästen suchte ich zwar vergebens, doch fiel mir im entzückend kleinen Vorraum gleich die Schreibblockgroße Glasscheibe im Mauerwerk zu meiner Rechten auf. Eine wirklich durchdachte Lösung. Öffnen ließ sie sich nicht, dafür aber hatten durchblickende Aufseher eine nur anderthalb Meter entfernte, Ocker Farbe abstoßende Wand vor sich. Und beugten sie sich dann nach vorn und drehten den Kopf mal nach links, mal nach rechts, kamen sogar noch die Eingangstür und bestimmt zwei Zellentüren hinzu.

Locker schlenderte ich durch den Vorraum auf einen quer verlaufenden fensterlosen Flur. Er lag im Halbdunkel. Das lustlose Glühlämpchen aus dem Vorraum brachte keine Erleuchtung. Es tat

sich schwer, vielleicht wollte es auch keinen Schritt um die Ecken wagen. Ich atmete flach in kleinen Häppchen. Zunächst glaubte ich, einer der Schließer habe einen mächtigen Koffer abgestellt, doch hier hinten wurde aus dem Koffer die Gepäckabfertigung eines internationalen Flughafens. Ich dachte nicht weiter nach und atmete mehrere Male tief ein. Mein Brustkorb blies sich auf wie ein Ballon, der, ließe man ihn gewähren, im nächsten Augenblick die ihm eingepresste Luft mit hohem Druck angewidert ausstieß.

Als Kinder spielten wir oft in der Kanalisation unserer Stadt. Manchmal Verstecken, meistens aber erschlugen wir Ratten. Übler Fäkaliengestank war mir nicht fremd, es befremdete mich nur, ihn nun auch in der Wohnung zu haben.

Sechs pedantisch ausgerichtete dunkelbraune Zellentüren verteilten sich wie Pferdeboxen über die gesamte Breite des Gebäudes.

„Links! Leg die Decke hintn aufn Haufn drauf!“, befahl mir ein übergewichtiger Schließer.

Gehorsam trabte ich die sechs Meter bis zum Ende des Gangs. Unmittelbar neben der Zelle mit der schwarzen Nummer eins auf der Tür türmten sich zwei Stapel Seegrasmatratten auf. Der eine mit neun, der andere mit sechs dieser, selbst in mattem Licht gut erkennbaren, versifften Teile. Auf dem kleineren Haufen machte ich etwas aus, das ich für zwei ordentlich zusammengelegte Pferddecke hielt. Ich nahm die Hände aus den Hosentaschen und warf meinen Lappen achtlos dazu.

„Mach das anständig, du Sackgesicht!“

Ich tat einfach so, als hätte ich ihn nicht gehört. Überlegte es mir aber anders, als mich sein Bummi mit voller Wucht auf dem Rücken traf und mich ein furchtbar lästiger Schmerz zusammenfahren ließ.

„Los, anständig die Decke da drauf, sonst setzt’s noch was!“

Danke für den freundlichen Hinweis. Schon überredet. Lächelnd nahm ich sie auf, legte sie ordentlich zusammen und zurück auf die beiden anderen.



„Geht doch. Man muss bei euch Gesindel nur etwas nachhelfen. Komm, hier geht's rein, du Schwein!“

Gib mir für eine Minute deinen Bummi; nur eine Minute – und ich zertrümmere dir deine aufgeschwemmte Visage. Mit funkelnden Augen drehte ich mich eine halbe Drehung nach rechts, musterte das Grinsen im feisten Gesicht des Schließers, der abwartend neben der geöffneten Tür lauerte, und sagte: „Nach Ihnen, Herr ... äh?“

„Rein ins Loch!!!“, schrie das Ferkel mit hochrotem Kopf.

Ich ging hinein, als suche ich nach Beginn der Vorstellung einen Platz im Kino und zuckte zusammen, als er das Gitter hinter mir zuwarf und abschloss. Ich drehte mich nicht um, spannte jeden Muskel meines Körpers und zuckte doch wieder zusammen, als er die beiden Riegel vor die Tür schob und den Schlüssel zwei Mal im Schloss drehte.

Zelle eins war keine Zelle. Es war der wahrgewordene Albtraum, den zu träumen ich vermied. In meiner Verzweiflung trat ich wie ein ausschlagender Gaul mehrfach gegen das Gitter. Mein Rücken schmerzte, und ich kämpfte mit den Tränen.

„Gib Ruhe, sonst setzt's noch mehr!“

Zum dritten Mal zuckte ich zusammen und hasste mich dafür.

Du bist ein Knacki in Einzelhaft. Halte dich daran! Sei gefälligst hart und lass diese verdammt weibische Schreckhaftigkeit.

Doch sein Angebot kam derart schnell und unverhofft, dass ich mich erschrocken umwandte und mit aufgerissenen Augen zunächst das Gitter anstarrte, bevor mir gewahr wurde, dass er mich durch den Spion in der Tür beobachtete.

Mein Albtraum bestand aus vier Quadratmeter Finsternis hinter einem eigenen Zaun. So von der Art eines Hundezwingers – nur vielleicht nicht ganz so komfortabel. Dem eingehenden Tretttest entnahm ich, dass die Einfriedung keinen Strom führte.

Der Tür gegenüber eine Fensteröffnung, bei der das Gitter nicht wie sonst bei klassischen Bauwerken dieses Typs üblich, auf der Außenseite, sondern innen angebracht war. Vielleicht um Unbeholfenen den Gang zu erleichtern. Nur einen spaltbreit ließ sich

das maulwurfsgraue Milchglas kippen – nach außen. Was sich dahinter verbarg, es blieb mir verborgen. Ein außen um die Fensteröffnung angebrachter, geschlossener grügelber Drahtglaskasten mit dunklem, möglicherweise lebendig, saftig grünem Moosteppich nahm mir die Kraft der Sonne, die Hoffnung des Regens und die Philosophie der Winde. Er saß wie der Deckel auf einem Einweckglas, das Großmutter weit hinten im feuchten Kellerregal vergaß.

Ich sah auf dieses Loch in der Wand und fragte mich, ob ich nicht viel zu viele Gedanken daran verschwendete, denn schließlich war ich hart, unbeugsam und überhaupt ein schlimmer Finger.

Im Rücken die stumme Traurigkeit des Zaunes, der wie ein Moskitonetz von der Decke zum Boden fiel und sich quer durch die Zelle von einer Wand zur anderen spannte. Womöglich ein Qualitätsprodukt des Stahlwerkes Riesa – Knackischweiß vom Anfang an. Und dahinter mein Vestibül, wenn ich mal so sagen darf. Ein schönes Vestibül. Brach lag es da, erstreckte sich vom Zaun bis zur einem Meter zwanzig entfernten Tür. Nein, keine Tür. Es musste etwas anderes sein. Türen haben Klinken, Sargdeckel haben niemals Klinken.

Wände, Decke und Fußboden in den ruhigen Farben nasser Friedhofserde. Eine schwachbrüstige Glühbirne oberhalb des Deckels, in einer Vertiefung hinter einem Schutzgitter. Das arme Ding strengte sich an, gab ihr Bestes, und erhellte mein Daheim doch kaum mehr als es eine Kerze vermochte. Irgendwann erlosch es.

Zwei in der Höhe versetzt angebrachte dunkelbraune Bretter, über Betonstützen fest in der linken Wand verankert, dienten als Stuhl, Hocker ... – was auch immer, jedenfalls zum Hinsetzen und als Tisch. Unmittelbar neben dem Sitz, in der Ecke links unterhalb des Fensters, ein Kübel. Kübel – das Igemobiliar harter Jungs. Skeptisch musterte ich meinen ersten Kübel, kniete schließlich vor ihm nieder, klappte die kreisrunde, schwarze Plastiksitzfläche hoch und öffnete den darunter liegenden Deckel. Mausgraue Farbsplitter bröselten vom Metall.

„Scheiße!“, brummte ich und warf in einem Schub von Atemnot angewidert den Kopf zurück. Abgestandene Vernehmerzimmerluft schlug mir entgegen, traf mich unvorbereitet und hart wie Dickerchens Bummi. Daher also das atemberaubende Bukett des Zellenhäuschens. Ich erholte mich schnell und wagte einen erneuten Vorstoß. Mein Blick fiel ins Innere. Der Eimereinsatz war leer. An seinen Wänden hafteten fingerdicke schwarzbraune Ablagerungen, die mehr Bakterien beherbergten als ein Kreiskrankenhaus.

„Sollte mich nicht wundern, wenn hier schon während der Kreuzzüge reingeschissen wurde“, blabberte ich mit Blick auf die leckere Kruste, welche einem Hornissennest mit gleich vielen gedeckelten und leeren Zellen nicht ganz unähnlich war.

Ja, und dann hätte ich mich um Haaresbreite beinahe doch noch übergeben. Allein der Gedanke, mein jugendlich zartes Engelsgesicht über diesen Pott halten zu müssen, bewahrte mich vor unkontrolliertem Aktionismus und sehr wahrscheinlich auch vor beschleunigter Alterung, Haarausfall, Erblindung, Mundgeruch, Fußpilz und Impotenz.

Was mochten die beiden verstaubten Röhrchen wohl führen, die sich unterm Fenster schüchtern durch mein spartanisches Appartement schlängelten. Ich hatte da so einen heißen Verdacht, berührte sie mit den Fingerspitzen und zuckte sogleich zurück. Dann umschloss ich mit der Hand das obere Röhrchen. Lauwarm. Mein Ofen schlummerte, auch im Winter – und sogar tagsüber.

Ich setzte mich auf den kalten Betonboden, streckte die Beine lang aus, lehnte mich an meinen Ofen und begutachtete das letzte Möbel: Ein flach an der rechten Wand angebrachtes Holzbrett. Holzbrett ist vielleicht ein ganz klein wenig übertrieben für die paar grob zusammengenagelten Latten. Bis auf ein paar Zentimeter auf der Zaunseite und der Fensterwand, füllte es die gesamte Breite der Wand. Ein sehr schlichter, doch umso praktischerer Wandschmuck. Ich stand auf und versuchte das Brett zu befreien. Fehlanzeige. Wie gemein: Es hielt sich an einem Vorhängeschloss fest. Einem sehr billigen. Aber ohne Werkzeug spielte auch das nur eine eher untergeordnete Rolle.

So, da wären wir also. Ich habe mich umgesehen, alles angeschaut. Wirklich alles. Ehrlich wahr. Und, was soll ich sagen, ich bin kein bisschen beeindruckt. Tabak habe ich nicht gefunden, und auch keinen Feuerstein. Ihr könnt mich jetzt wieder abholen. Hallo, hallo, holt mich hier raus! Ihr wollt mich nicht rauslassen, richtig? Richtig! Wie ihr wollt, dann bleibe ich eben hier. Macht mir gaaaaar nichts aus.

Scheiße, macht mir doch was aus! Verdammte Scheiße, ich habe keine Lust auf dieses Dreckloch. Ich werde blöd hier drinnen. Macht den Deckel auf! Bitte! Ich erstickte doch. So wird das nichts ... Dann zieht doch wenigstens gleich den Vorhang zu.

Spät am Abend, längst hatte sich mein Appartement ihr kleines schwarzes übergestreift, öffnete sich, so gegen 22 Uhr, weil sich die Zeitabläufe in allen Knästen gleichen, die Tür und ein Schwall gedämpften Lichts ergoss sich über mich.

„Nimm dir drei Matratzenteile und eine Decke“, sagte ein kleiner, uralter Schließer in überraschender, angenehm höflicher Tonlage und schloss dabei mit ruhiger, geübter Hand meine Zauntürchen auf.

Kraftlos und müde ging ich an ihm vorbei, trat auf den Flur hinaus und tat, was mir aufgetragen wurde. Zwischenzeitlich entfernte Opa das Vorhängeschloss von meinem Wandschmuck, kam mir nach und knipste von außen das Licht in meiner Wohnung an.

Wieder in der Zelle, legte ich die Matratzen auf den Tischersatz, ließ das Brett herunter, breitete die drei Teile darauf aus und wartete, was als nächstes auf mich zukäme.

Der zutrauliche Alte verschloss das Gitter, sah mich an und sagte in väterlichem Ton: „Junge, überlege dir genau, was du tust. Es ist noch keinem gelungen. Nach einigen Wochen hat noch jeder aufgegeben. Du kannst mir glauben, ich bin schon sehr lange hier und habe schon einiges gesehen und erlebt. Gute Nacht, ... und denk über meine Worte nach.“

„Nacht“, erwiderte ich leise und hoffte, der Schwätzer möge endlich den Deckel verriegeln, um mich aufs Bett werfen zu können.

Die Tür knallte ins Schloss, ein Schlüssel drehte sich mehrmals in ihm, dann ging das Licht aus. Dunkelheit – von einer Sekunde auf die andere. Und mit einem Satz lag ich auf dem Brett unter der Decke.

Wovon sprach dieser versponnene Zwerg? Was ist noch keinem gelungen? Worüber soll ich nachdenken? Ja, und was tue ich denn? Was wollte mir der Alte sagen? Hält sich wohl für besonders intelligent und glaubt, deshalb in Rätseln sprechen zu dürfen. Ich weiß nicht, was abgeht, und das Stück Trockenobst belegt mich. Ob er weiß, dass er eine volle Knastmacke hat? Wohl kaum.

Und werde ich in ein paar Tagen ebenso delirieren? Schon möglich, aber mir total Brust. Wenn es so weit ist, merke ich es ohnehin nicht. Und wenn doch, dann ist es eben noch nicht weit genug. Geduld, mein Freund, was Bessres kann dir fast nicht passieren.

Kaum hatte ich die Augen geschlossen und mich einem anregend schlüpfriegen Traum genähert, klirrte irgendein Nachtwächter sein schweres Schlüsselbund gegen die Zellentür, knipste das Licht an und sah durch den Spion. Instinktiv sprang ich jedes Mal von der Pritsche, bezog vor dem Fenster Stellung und machte mich voll zum Löffel. Im Halbschlaf nahm ich Ausbrüche höchster Belustigung wahr.

Irgendwie fand ich das gar nicht lustig. Doch steckte mir die Reaktion seit der Untersuchungshaft noch im Blut. Dort tönte allmorgendlich eine ohrenzerreißende Hupe durchs Haus. Wer das Wecksignal überhörte, konnte unmöglich noch unter den Lebenden weilen. Kurz darauf flog die Zellentür auf. Alle Insassen hatten stramm vor dem Fenster Aufstellung genommen und einer, in aller Regel der, der Mund und Augen aufbekam, erstattete lautstark Meldung: „Guten Morgen, Herr Hauptwachtmeister! Zelle Vierhundertzwölf mit drei Inhaftierten! Keine besonderen Vorkommnisse!“

Der Angebrüllte nickte selbstzufrieden, trat einen Schritt zurück und ein Kalf reichte eilig das herein, was sie gerne auch als Frühstück bezeichneten.

Nach zwei Tagen, oder besser Nächten, hatte ich herausgefunden, was sie mit ihren stündlichen Störmanövern bezweckten. Von da ab war Schluss mit Löffel. Ich hob nur noch einen Arm oder wackelte mit einem unter der Decke hervorgestreckten Fuß, um meinem besorgten Nachtwächter zu zeigen, dass ich zu Hause sei und mich bester Gesundheit erfreue. Dann schlief ich friedlich weiter – bis zur nächsten Runde.

Wecken war um sechs. Locker aus dem Handgelenk, ersetzten ein paar kräftige Schläge mit dem Schlüsselbund gegen die Tür das Hupsignal. Nach dem Aufschluss brachte ich Matratzen und Pferdedecke zurück auf den Flur, klappte meinen Wandschmuck hoch, nahm den Kübeleinsatz und schlenderte zum anderen Ende des Bunkers, als befände ich mich auf dem Weg zum Bäcker.

In Zelle Nummer sechs leerte ich den Kübelinhalt in eine richtige Toilettenschüssel und drückte eine richtige Wasserspülung. Die hatten wirklich jeden Schnickschnack. Dann wusch ich mich am einzigen Waschbecken mit eisig kaltem Wasser. Übrigens einem winzigen Ding, das zudem meinem Kübel frappant ähnelte.

Immer fand sich irgendwo auf dem Beckenrand eine Ecke Kernseife. Und auch an Zahnbürsten herrschte kein Mangel. Ich wählte eine unter den fünf auf der Ablage in Brusthöhe über dem Waschbecken liegenden aus und schrubbte meine Zähne. Es war ein schönes Gefühl, sich etwas aussuchen, selbst bestimmen zu können. Mein Gesicht ließ ich an der Luft trocknen, und meine Hände wischte ich an das Handtuch, welches Freitags gewechselt wurde.

Eines Morgens, ich vermute, es war der siebente Tag, entdeckte ich auf der Ablage eine Tube Chlorodont 69. Es war ein Morgen wie jeder andere: Kein Mond, der mich führte; kein Sonnenstrahl, der mich wärmte – und doch sandte er einen Lichtblick.

Ein Schließer musste die Zahnpasta vergessen haben. Sofort war ich hellwach. Ich lauschte, ob sich ein Schlüssel näherte und hörte ein dumpf hämmerndes Geräusch – mein wild klopfendes Herz. Blitzschnell schnappte ich die Tube, drückte deren Inhalt einen fingerbreit nach oben, faltete den Tubenfalz zwei Mal um und bog

sie so lange hin und her, bis sie abbrach. Geschwind ließ ich es im Overall verschwinden, knickte das Ende der Aluminiumtube weitere zwei Mal und legte sie zurück auf die Ablage.

Arrestanten unterlagen einem strikten Sprechverbot. Obwohl mir nicht ganz klar war, welche Strafe mir drohte, umging ich dieses Verbot, da sie mir bereits alles gaben, was sie anzubieten hatten, hielt ich es dennoch ein. Aber nur, weil einem überzeugten Morgenmuffel wie mir nichts Besseres hatte passieren können.

In Gegenwart eines Schließers begrüßten wir uns mit einem Lächeln und einer kurzen Kopfbewegung. Was selten genug geschah, denn die meiste Zeit verbrachte ich allein im Dunkel der frühen Morgenstunden.

Nach der erfrischenden Morgentoilette und dem Sichern des Holzbrettes mittels Vorhängeschlosses, erhielt ich mein Frühstück – zwei Schwarzbrotsscheiben mit hauchdünn aufgekratzter dunkelroter Marmelade und ein halb volles Plastiktässchen geschmacksneutralen Tees zum Runterspülen.

Abends klebte irgendwo zwischen den beiden Brotscheiben Wurst, manchmal auch Käse. Mittags servierte man etwas Warmes in einer Plastikschißel mit Plastiklöffel. Insgesamt nicht üppig, aber ausreichend.

Beim täglichen Hofgang entrann ich der Abgeschlossenheit und Einsamkeit meiner Tage, wenn auch nur für kurze Zeit. Sechzig Minuten lief ich vor dem Zellenhäuschen im Kreis. Jeden einzelnen Augenblick unter freiem Himmel genießend. Ich kannte weder gutes noch schlechtes Wetter, nur die Gier auf ein paar Schritte in Freiheit. Ja, in Freiheit – auch wenn es merkwürdig klingen mag. Schneller und schneller, so als verlängere sich die Zeit, lief ich so weit wie irgend möglich. Ich drehte meine Runden, trampelte lächelnd durch Pfützen und nickte vergnügt, tippte sich einer der beiden zur Überwachung abgestellten Schließers an die Stirn.

Zu anderen Gefangenen, drehten sie nun mit mir ihre Runden oder gingen sie nur vorüber, musste ich zwei Meter Abstand halten.

Stehen bleiben, miteinander sprechen oder sich gar auf den Boden setzen führte zum sofortigen Abbruch des Luftschnappens.

Ihren Verboten zeigte ich die Brust, denn ich liebte diese Vorschriften. Ich wollte laufen, laufen, laufen, niemals wieder stehen bleiben. An keiner Stelle verweilen, nur eilen, weiter, weiter, vorwärtsstreben. Und sprechen? Worüber? Was hatte ich schon zu erzählen. Ich sah nährende Erde und ziehende Wolken. Das gehörte mir – ganz allein nur mir.

In diesem reizvollen Fluidum verbrachte ich zwei volle Wochen, an deren Ende ich fest davon überzeugt war, jeder weitere Tag triebe mich dem Tod in die Arme. Tagsüber turnte ich am Zaun, führte Selbstgespräche oder schlief auf dem kalten Boden liegend. Der Deckel öffnete sich zu den Mahlzeiten, zum Hofgang und zur Nachtruhe.

Die Abstände waren groß genug, um gelegentlich auch mal meinem Klappbett etwas Bewegung zu verschaffen.

Aus dem Kragen meines Overalls fummelte ich den Aluminiumfalz der Zahnpastatube und drückte und drehte sie einige Sekunden im Schloss. Vernahm ich sein ungeduldiges Knacken, verbunkerte ich zunächst den Schlüssel im Kragen, bevor ich es losband.

Ausgesprochen erholsam waren die Tagesstunden auf ihm freilich nicht. Ruhen war durchaus drin, schlafen nein. Unablässig suchte ein Ohr den Flur vor meiner Wohnung ab. Empfang es Geraschel, gar Klimpern, sprang ich vom Brett, klappte es hoch, ließ das sich nicht selten sträubende Schloss einschnappen und legte mich unschuldig schlafend auf den Boden.

Sieht man mal von Borrmanns Gegenwart ab, mangelte es mir an nichts. Nicht dass er mir irgendwie abging. Ich hätte nur zu gern gewusst, weshalb ich in verschärfte Einzelhaft kam. Rein der Ordnung halber. Neugierig war ich bestimmt nicht.

Überraschenderweise besuchte er mich am vierzehnten Tag. Flankiert von zwei Schießern baute er sich vor meinem Zaun auf und fingerte desinteressiert an seinem korrekt sitzendem Plastikgezwirn.



„Wie haben Ihnen die zwei Wochen gefallen?“, fragte er, an mir vorbei auf den Kübel starrend.

Ich folgte seinem Blick.

„Ich habe sie genossen, Genosse“, provozierte ich in meiner gewohnt charmanten Art.

„Möchten Sie auf Gruppe?“

„Gern.“

„Und arbeiten?“

„Noch gern. Oder gibt's das Wort nicht?“

„Also los!“, sagte Borrmann, lächelte zuvorkommend, als böte er einem Mütterchen beim Heruntertragen des Abfalls seine Hilfe an, und befahl seinen Lakaien: „In Absonderung!“, machte auf den Absätzen seiner hochglanzpolierten Halbschuhe kehrt und verließ mich.

Ich warf den Kopf herum. Meine Augen weiteten sich, mein Mund war trocken und unter den Armen traten Bäche über die Ufer. Der will mich töten, war mein erster Gedanke. Ganz langsam, peu à peu. Wohl blöd geworden, das Dingsda. Ich werde nicht zulassen, dass der mich umbringt. Nicht der! Ich werde ihm die Brust zeigen. Ganz einfach die Brust zeigen. Aus! Basta!

Von der Einzelhaft in die Absonderung. Na, wenn das nicht Ölwanwechsel bedeutet.

Ohne weiteres Aufsehen klemmte ich die Pferdedecke untern Arm und folgte den beiden von Borrmann zurückgelassenen Schließern zur Kammer, wo mir dieselbe Ausstattung an Bekleidung, Bettwäsche, Decken, Besteck und dergleichen Notwendigkeiten, wie sie jeder andere auch erhielt, feierlich überreicht wurde.

Feierlich, weil mich die beiden Kalfaktoren gleichermaßen höflich und doch kumpelhaft begrüßten. Außerdem grinsten sie unentwegt. Und daran trug nicht allein meine Frage „Trägt das der gut gekleidete Knacki dieses Jahr?“ beim Überstreifen der Kleidung bei. Es waren ganz einfach nette Burschen, die, ohne dass ich darum bat oder dafür zahlte, Stapel von Wäsche nach den am besten erhaltenen Stücken durchwühlten. Selbst ein Offiziersstoff-Schiffchen, die nur

von einer Handvoll Auserwählter, den durchsetzungsfähigsten und somit höhergestellten getragen wurden, steckten sie mir zu.

Nachdem ich mich in eine komplette Garnitur weißer Feinrippunterwäsche, in kratzige, dicke graue Militärsocken, einen nagelneuen dunkelblauen Schlosseranzug und ebenfalls neue schwarze Halbschuhe gehüllt hatte, warf ich die übrigen Utensilien in den blauweiß karierten Bettbezug und diesen wie einen Sack Kartoffeln über die rechte Schulter.

„Auf geht’s!“, verkündete ich fröhlich und lächelte meinen Bewachern aufmunternd zu. Dabei hätte ich heulen können, so viel Angst hatte ich vor der Einzelhaft.

Schnurstracks führten sie mich über den Hof. Einen Block weiter, im Erdgeschoss des Hauptgebäudes, dem einzigen Bau, in dem es Nonnen nicht getrieben haben konnten, weil er sicher kaum älter als dreißig, vierzig Jahre war, machten wir halt.

Vor herumstehenden, neugierig glotzenden Teenies abgeschirmt, schoben sie mich vierzehn Stufen hoch und linksseitig in einen Zellentrakt. Scheppernd schloss sich die schwere Stahltür hinter mir. Auch an diesem auserwählten Ort standen mir fünf Wohnungen zur Auswahl. Alle unbewohnt. Wieder so ein Geisterflur. Spontan entschied ich mich für die Kleine links hinten. Doch ausgerechnet die gefiel den anderen nicht. Sie piffen mich zurück und bedrängten mich, die mittlere gegenüber zu beziehen. Und da sie ganz und gar nicht den Eindruck machten, mit mir handeln zu wollen, gab ich eben nach.

Kaum hatte sich das Brett hinter mir geschlossen, warf ich meinen Bettbezugsrucksack schwungvoll auf die Pritsche, sah mich kurz nach allen Seiten um und begab mich gierig auf Erkundungstour durch mein neues Domizil. Jede Ecke und jede noch so kleine Ritze nahm ich genauestens in Augenschein. Unter dem Tisch suchte ich ebenso wie unter dem Stuhl, den Fugen am Fenster und im Hohlraum unter dem Toilettenbecken. Im, auf, unter und hinter dem an der Wand festgeschraubten Schrank.

Dann – Der Herr sei gepriesen! – am Winkelstahl unter der Pritsche wurde ich schließlich doch fündig. Zufrieden ließ ich mich auf dem Deckel der Kloschüssel nieder und entrollte das kleine Stückchen Zeitungspapier. Vorsichtig, ganz vorsichtig und immer darauf bedacht, meine Hände im toten Winkel des Spions zu halten.

Ich war lange genug im Knast, um die wichtigsten ungeschriebenen Gesetze zu kennen, ohne die ein Überleben prinzipiell möglich, aber weniger aufregend gewesen wäre. Eines der Gesetze lautete: Vererbe deinem Nachfolger, was von dem, was du in die Absonderung oder den Arrest geschmuggelt hast, übrig ist.

Behutsam, als handle es sich um ein Fabergé-Ei, breitete ich den wertvollen Inhalt auf dem linken Oberschenkel aus. In meinen dankerfüllten braunen Augen bildeten sich Rinnsale der Zuversicht. Um meine Lippen spielte ein vergnügtes Lächeln. Tausendfach dankte ich meinem Vorgänger für die zehn Millimeter lange Bleistiftmine, die kleine Glasscherbe und für den drei Millimeter großen Feuerstein. Vornehmlich aber für die Tabakbrösel, aus denen ich bestimmt fünf, vielleicht sogar sieben kräftige Lungenzüge holen könnte.

Kurz: Ich war happy. Meinen Körper durchzuckte ein bis dahin unübertroffenes Glücksgefühl, das sich sogleich über Achselfeuchte schamlos nach außen hin mitteilte. Mir war nach tanzen und schreien. Ja, selbst einen Borrmann hätte ich in diesem Moment umarmt und womöglich sogar küssen können. Letzteres strich ich dann doch lieber wieder. Man muss ja nicht gleich übertreiben.

Sorgsam rollte ich nach einigen Sekunden der Andacht den kleinen Schatz wieder zusammen und beförderte ihn zu meinem anderen in die Unterhose.

Zu den Glanzpunkten der Absonderung, wenn ich mal so sagen darf, gehörte neben der gelblichen Ölwand, dass ich Bücher und Zeitungen lesen durfte. Am Schreibverbot hielt Borrmann aber weiterhin fest. Seit meiner Landung in Ichtershausen gestattete man mir nicht, Briefe zu schreiben oder zu empfangen. Desgleichen galt auch für den Empfang von Paketen und Besuche, ohne dass ich erfuhr, weshalb.

Die Bleistiftmine versetzte mich nunmehr in die vorteilhafte Lage, anderen Informationen zukommen und sogar nach draußen zu meiner Familie schmuggeln lassen zu können. Zu dumm nur, dass ich keinen kannte, den ich um diesen oder jenen Gefallen bitten konnte. Die Zeit, die ich auf Transport und der Zugangsabteilung verbrachte, war einfach zu kurz, um jemanden so gut kennenzulernen, dass ich ihm rückhaltlos vertraute.

Nach dem Abendessen baute ich mein Bett, legte meine erste eigene Zahnbürste akkurat auf die Kante des Waschbeckens und machte ein wenig Ordnung in der Zelle. Dabei zielte ein Ohr so lange in Richtung Tür, bis mir das markante Scheppern der Stahltür zurief, nunmehr ungestört zu sein. Jedenfalls für eine Stunde.

Aufgeregt fummelte ich in meiner Unterhose bis ich endlich das kleine Röllchen – Nein, das andere! – zu fassen bekam. Umständlich entblätterte ich auf dem Tisch das Papier und entnahm ihm alles außer den Tabak. Dann rollte ich mit leicht zittrigen Fingern das Zeitungspapier zu einem kleinen Tütchen, stopfte mit dem Griff des Rasierapparats, den ich auf der Kammer erhielt, den bröseligen Tabak fest hinein und drehte mit Daumen und Zeigefinger das vorn überstehende Papier fest zusammen. Die beim Aufräumen eingesammelten feinen Staubflocken, von denen es besonders unter dem Bett reichlich abzustauben gab, legte ich aufgehäuft auf dem Boden bereit. Anstatt einer Klinge, die mir nur unter Aufsicht eines Schließers überlassen werden durfte, spannte ich den Feuerstein an der Außenkante des Rasierapparats so ein, dass er ein klein wenig überstand. Dann ging es dem ultimativen Höhepunkt entgegen. Den Rasierapparat in der Linken, das Tütchen im Munde und die Glasscherbe in der rechten Hand – so kniete ich auf dem abgewetzten, knastkaffee-braunen, linoleumähnlichen Bodenbelag über der fetten Wollmaus gebeugt. Einige Augenblicke hielt ich die Luft an und horchte zum Gang hinaus, zog dann die Scherbe kratzend am Feuerstein entlang, horchte wieder und kratzte mit der Scherbe erneut über den Feuerstein. Ich zitterte am ganzen Leib vor Aufregung. Funke um Funke besprang die Wollmaus, bis sie

schließlich Feuer fing. Hurtig hielt ich mein Tütchen in die für zwei oder drei Sekunden hochschlagende Stichflamme.

Geschafft!

Um keine verräterischen Brandspuren zu hinterlassen, schlug ich mit der flachen Hand auf mein Feuerzeug ein und fegte mit der rechten Handfläche die noch glimmenden Flusen dahin zurück, von wo ich sie aufgelesen hatte.

Damit ich die wenigen Züge in ihrer Gänze genießen konnte, setzte ich mich auf den Stuhl und lehnte mich entspannt zurück. Aufgrund der mir zwangsverordneten Abstinenz der letzten Wochen, war dies auch dringend geboten. Ich streckte die Beine lang aus, legte den Kopf in den Nacken, sah zur Decke und lächelte zufrieden. Das Zeug verursachte mir Schwindelgefühle. Eine überaus angenehme Begleiterscheinung.

Ah, so lässt es sich aushalten.

Der Service stimmte, war kaum noch zu übertreffen. Jeden Morgen wurde mir mit dem Frühstück eine JUNGE WELT gereicht. Tatsache! Nun ja, mittags hatte ich sie wieder abzugeben. Doch las ich bis dahin alles, einfach alles – jede noch so unsinnige Zeile. Und davon gab es reichlich. Tausende, möchte ich meinen. Chinesen bekriegten sich mit Vietnamesen. Soso. Natürlich erfuhr ich nichts wirklich Interessantes. Und so blieb mir gar nichts anderes übrig, als zu der erfreulichen Erkenntnis zu gelangen, dass es für einen Knacki, abgesehen von einer noch erfolgreicherer Getreideernte, unmöglich war, etwas zu verpassen.

Die Nachmittage verbrachte ich über irgendeinem Buch gebeugt und trieb zwischen den Kapiteln Gymnastik. In der übrigen Zeit schlummerte ich so vor mich hin.

Die Tage vergingen.

Nach zwei Wochen meldete sich Borrmann mit seinen beiden Lakaien zurück. Er begehrte zu wissen, ob ich meine Meinung geändert habe. Natürlich hatte ich diese nicht geändert. Warum

auch? Zur Güte, und um ihm zu zeigen, dass ich durchaus willens war, bot ich ihm an, mir einige Tage Gesellschaft zu leisten. Natürlich war das völliger Humbug. Natürlich suchte ich ihn zu provozieren. Ich wollte ihn aus der Reserve locken, seinen Feindseligkeiten und Bedrohungen, die mich auch ohne Worte und Gestiken erschreckten, etwas entgegensetzen. Bloß keine Schwäche zeigen; am Ende springen die einem ohne Vorwarnung an die Kehle. Natürlich war mir nicht klar, was ich tat. Und natürlich wusste ich nicht, worum es eigentlich ging.

Borrmann, der sich zwei Schritte vor mir aufgebaut hatte, kam auf mich zu. Ohne mit der Wimper zu zucken, bettete er seine rechte Faust in mein schutzloses Gesicht. Sie traf mich mit voller Wucht. Na, ich war ja vielleicht baff. Mit so manchem hatte ich gerechnet, nur nicht damit. Seine Antwort hatte mich derart übertölpelt, dass ich das Gleichgewicht verlor und rücklings aufs Bett fiel.

Ein gefundenes Fressen für den Stänkerer. Auf sein Kommando hin packten mich alle drei, drehten mich auf den Bauch, zerrten Arme und Beine in die Länge und fesselten sie mit Handschellen an die Ecken des Bettgestells. Abscheulich, wie sie meine Hilflosigkeit ausnutzten. Einer, ich konnte ihn nicht erkennen, weil ein anderer meinen Kopf zur Wand gedreht festhielt, warf eine Decke über mich.

„Wer darf zuerst, Klaus?“

„Ich!“, sagte Borrmann.

Und schon hielt einer, kurz darauf drei Bumms auf meinem Rücken Einzug. Die gingen wirklich stramm zur Sache.

„Auaaaa!“, sagte ich langgezogen und lachte.

„Auaaaa! Hör sofort damit auf, Klaus!“

Ich lachte laut und schluckte an den rasenden Schmerzen des einsetzenden Trommelwirbels, der, so als klebte ich an einer verdammt Hochspannungsleitung, aus meinem Körper ein dunkles, heftig krampfartig zuckendes Pferddeckebündel machte. Ein Solo für drei. Ich verstummte und biss, um nicht aufzuschreien und ihnen ein Gefühl des Erfolgs zu vermitteln, wild in den Kopfkissenbezug.

Den Klausl hätte ich mir wohl besser gespart. Zu spät. Du weißt, mit den Zuckungen werden augenblicklich auch die Schmerzen gehen. Bitte, ich mag nicht mehr zucken.

„Dich biegen wir auch noch zurecht! Ich habe schon ganz andere Kaliber kleinbekommen! Lasst das Schwein liegen! Am Nachmittag zur Kammer und in Arrest mit dem! Die Tür bleibt bis dahin offen! Du bleibst hier und passt auf die Sau auf!“

Ein furchtbar netter Mensch, mein Klausl. Aber er schrie. Ja, er brüllte tatsächlich. Ich hatte ihn herausgelockt. Und noch etwas ließ mich frohlocken: Borrmann gestand, dass er nicht weiterwusste. Üblicherweise schlägt sich das in Formulierungen wie, dass man auch schon ganz andere kleinbekommen habe, nieder. Jedes abschreckende Moment musste zwangsläufig in die Hose gehen, wenn man die Beinkleider seiner Ausweglosigkeit so offensichtlich herunterlässt.

Lasst mich zucken! Lasst mich zucken!

Als ich hörte, dass einer von ihnen einen Stuhl über die Fliesen zog und es sich auf ihm vor der offenstehenden Zelle bequem macht, kam ich nicht umhin zu sagen: „Also, von zweien habe ich was verspürt. Na ja, etwas. Aber von dem dritten ... das war bestimmt unser Klausl mit seinem Kleinmädchenschlag.“

„Halt deine Fresse, sonst gibt's was ohne Decke!“

„Na gut. Dann bedanke ich mich ganz artig.“

„Schnauze!“

Recht hatte er insofern, als dass ihre Bummis ohne den Schutz einer Decke weitaus schlimmere Verwüstungen auf meinem Rücken hinterlassen hätten. Aber auch mit Decke konnten sie ganz ordentliche Schäden an beispielsweise den Nieren verursachen.

Das zärtlich Bummi genannte Schlagwerkzeug war in Fachkreisen als gemeiner Totschläger bekannt. Es bestand aus drei biegsamen Teleskopgliedern an dessen vorderem Ende eine Stahlkugel eingelassen war. Dieses Gegengewicht bewirkte, dass sich bei jedem Schlag die dunkel-braun gummierten Glieder liebevoll an die jeweilige Rundung schmiegte; die Spitze mit der Kugel

herumpeitschte und garantiert irgendwo am Körper einen Gruß hinterließ. Schlugen sie etwa von vorn auf die Schulter, passten sich die Glieder kaum spürbar den Konturen der Schulter an. Die Kugel aber schlug schmerzvoll auf dem Rücken ein. Betäubender Schmerz und Blutergüsse waren, mit etwas Glück, das Resultat dieses teuflischen Instruments, das klein und handlich, wie ein Mini-Regenschirm an jedem Schließerhandgelenk baumelte.

Draußen auf dem Flur verkündete ein piepsendes Stimmchen, es habe Mittagessen für mich.

„Der will heute nichts“, wies ihn mein Aufpasser ab.

„Doch, ich will!“, rief ich so laut es meine ungemütliche Pose erlaubte.

„Schnauze da drinnen! Und du hau mit dem Futter ab!“

Wie lange ich verknotet im Bett lag, vermochte ich nicht genau abzuschätzen. Es mussten Stunden – oder auch Monate – gewesen sein, und ich musste dringend mal auf den Topf.

„Wenn ich schon kein Essen bekomme, kann ich dann wenigstens aufs Klo?“

Wer so lange wie ich auf dem Bauch liegend ans Bett gefesselt ist, der entwickelt seine eigene Logik.

„Nix da!“

„Ich muss pissen! Dringend!“

„Mach meinetwegen in die Hose!“, empfahl er und lachte gehässig.

Nachdem der Druck von meiner Blase gewichen war, bat ich ihn, meine Wäsche wechseln zu dürfen. Irgendwie musste ich seine Anweisung falsch interpretiert haben, denn er kam zur Tür hereingestürzt, traktierte mich mit seiner Phallusprothese und schrie hysterisch: „Die alte Drecksau! Pinkelt diese Sau doch Tatsache ins Bett! Diese Drecksau!“

Und es war so schrecklich, so verdammt schmerzvoll, doch ich lachte. Ich lachte laut und handelte mir zusätzliche Schläge ein. Na bitte: Programm auswendig gelernt. Nahm er vielleicht an, ich lache über ihn? Wie recht er doch hatte.

„Hauptwachtmeister!“



„Die Drecksau hat ins Bett gepinkelt“, verteidigte er kleinlaut sein Tun.

„Raus! Raus! Raus!“

Borrmann stand unmittelbar neben mir. Ich roch seine schweißgetränkte Unterwäsche. Oder war es Rasierwasser?

„Halt! Nehmen Sie ihm die Fessel ab.“

„Ich bitte darum“, murmelte ich und summte eine Melodie. Ich glaube, die eines Kinderliedes.

Murrend löste er die Eisen. Ich rollte mich auf die Seite und sah hinauf zu Borrmann. Und jetzt reicht's mir. Endgültig! Morgen lasse ich mich kopieren. Dann kannst du auf den anderen eindreschen.

Zu den Schmerzen meines Rückens kamen nun noch die Druckstellen der Handschellen hinzu. Ich rieb die Gelenke meiner Hände und setzte an, die der Füße zu erreichen, doch war der Schmerz nicht auszuhalten. Mein Rücken strafte mich unbarmherzig ab, drehte oder bog ich ihn auch nur eine Winzigkeit.

„Für den Schaden, den Sie hier angerichtet haben, werden Sie aufkommen müssen. Packen Sie zusammen und gehen Sie auf Kammer duschen und umziehen. Eines verspreche ich Ihnen, so wie bisher machen Sie nicht mehr lange weiter. Ich werde Ihren dummen Stolz brechen.“

„Ach, und gar nicht mein Rückgrat?“

„Dein elend großes Maul auch.“

Glaubte der denn, ich bereite ihm Ungemach? Recht hat er! Ich sah ihm ins Gesicht, gähnte mit weit aufgerissenem Mund bis sich meine Augen mit Tränen füllten, schlug die plombierten Zähne klirrend aufeinander, sog zischend Speichel durch sie und wackelte gewichtig mit dem Kopf.

„Wirklich zu dumm, dass ich nur noch etwas mehr als dreieinhalb Jahre hier sein darf“, und mein Körper schmerzte mit jedem Atemzug mehr.

Stolz hatte ich ohne Zweifel. Doch mehr noch hatte ich Angst. Ohnmächtige Angst vor dem, was Klausl aus mir machen könnte. Seine Macht schien unbegrenzt. Ich war viel zu jung, um mir ein

Leben in der Psychiatrie – ganz ohne Disco, Mädchen und Bier – vorstellen zu wollen.

Weit weniger freilich, im Pflegebett eines muffigen Knastkrankenhauses, gefesselt an eine Beatmungsmaschine. Eben diese Angst war es, die alles mobilisierte und mir ungeahnte Kräfte des Widerstands verlieh. Vor allem dann, wenn ich mal wieder an der Richtigkeit meines Handelns zweifelte.

## IV

**W**ann wurde ich, was ich bin? Wie ich mich kenne, mit dem Tag meiner Geburt. Spätestens aber vor vier Jahren. Damals, ich war schlanke Vierzehn, standen zu einem höchst unpassenden Zeitpunkt die Feierlichkeiten anlässlich der Aufnahme in die Freie Deutsche Jugend an. Kein Achtklässler wurde verschont. Natürlich auch ich nicht, weshalb ich mich selbst verschonen und ins Stadion verdrücken musste. Einem Fußballspiel von Dynamo Dresden beizuwohnen, erschien mir ergreifender und zwangloser als die freiwillige Aufnahme in die FDJ. Sport hatte einen unvergleichlich höheren Stellenwert für mich als irgendwelches steifes Blauhementheater.

Schon als Sechsjähriger begann ich aktiv Fußball zu spielen. Und mit zwölf erfüllte sich mir ein ganz, ganz großer Traum: Als Ballholder nahm ich fortan an sämtlichen Dynamo-Spielen teil. Direkt am Rasen, in unmittelbarer Nähe der von mir verehrten Stars.

Weder meine Klassenleiterin noch die Schulleitung zeigten Verständnis für meinen Sport und sprachen mir einen Tadel aus. Ein herber Rückschlag für einen, der sich zu den besten der Klasse zählen durfte.

Wer suchte die Konfrontation? War ich es, der provozierte? Oder sie, beständig auf der Suche nach dem Erlebnis ihres unbefriedigten Daseins? Wer weiß das schon so genau. Jedenfalls häuften sich seither die Vorkommnisse.

Einmal spazierte ich in einer rosaroten Jeans mit braunen aufgesetzten Taschen zur Schule. Auf dem rechten Knie prangte ein handtellergroßes schneeweißes Zeichen. Ein Symbol, nichts als ein Symbol, welches an das heiß begehrte Sammlerobjekt Mercedes-Stern erinnerte, nur dass der mittlere Balken nach unten

durchgezogen war. Ich glaube, es hatte irgendwas mit Frieden zu tun.

Nun ja, eigentlich hatten wir ja eine dressierte weiße Taube. Eine, die keine Fensterbretter vollkleckert.

Wie auch immer: das Ding kam aus dem Westen und sah gar nicht so übel aus. Von einem Foto auf der ersten Seite unserer Zeitung sprang es mich an. Es war das einzige Bild dieser Ausgabe, und es war auch größer als sonst. Eine Menschentraube mit aufgerissenen Mündern, auf irgendeinem Platz in Westberlin, wie ich dem Text unter dem Foto entnahm. Einige hielten Papierschilder mit dem Zeichen über ihre und die Köpfe der anderen. Es war wohl ein sehr wichtiges Symbol für sie.

Lange betrachtete ich das Foto, bevor ich das Symbol abmalte, auf einen quadratischen weißen Bügelflicken übertrug, ausschnitt und über ein kleines Loch meiner Lieblingshose bügelte.

Versuche meiner ausrastenden Klassenleiterin, es mit Zornesröte und unpädagogischer Gewalt abzureißen, scheiterten an meinem erbitterten Widerstand. Kurzerhand verbot sie mir, die Hose zu tragen. Wollte wohl sehen, ob und was ich darunter trug, das Ferkel. Natürlich zog ich meine Hose nicht aus. Ich trug sie weiterhin – auch in der Schule.

Mit jedem Verbot, mit jeder Drohung wich mein Respekt ein Stück weiter vor ihnen zurück.

Auf den Gipfel hievten, oder besser, katapultierten sie mich, als des Volkes Polizei meinen Personalausweis kassierte und mir stattdessen eine PM 12 in die Hand drückte. Ein kleines ordinäres Faltblättchen mit meinen persönlichen Daten und Lichtbild. Damit nicht genug: Sie machten mir auch noch zur Auflage, bei ihnen kniefällig zu werden und untertänig um Erlaubnis zu bitten, wollte ich die Stadt verlassen.

Zeitgleich flog ich aus meinem Fußballverein, verlor meine Stelle als Ballholer und auch die Tore der Gesellschaft für Sport und Technik, wo ich Sportschießen und Segelflug trainierte, blieben von da ab für mich verschlossen.

Das saß.

Stück für Stück zerbröselte eine Welt um mich herum, die ich nicht mehr verstand. Geräuschlos, ohne Staub, ohne Lärm.

Und ich, noch nicht ganz sechzehn, verkroch mich in schummrigen Kneipen, soff vom Schulschluss bis zur Polizeistunde und sah illusionslos desinteressiert dabei zu. Niemand fragte nach mir. Nach einem, den es nicht gibt, lässt es sich schlecht fragen.

Tja, und keine drei Monate später saß ich hinter Gittern.

# V

„**H**e, bleib da! Was ist mit dem Ramsch hier?“

Kurzatmig und um mindestens zehn Jahre gealtert schob ich mich durch die Tür, hielt nach seinem Aufschrei inne und drehte mich bedächtig, um den Schmerz in meinen Gliedern nicht wachzurütteln, nach ihm um. Er stand vor dem Bett, sah mich mit verengten Augen an und hielt seinen Bummi wie einen Zeigestock auf den Sack gerichtet, in dem sich alles befand, was ich zwei Wochen zuvor mitgebracht und nun wieder im Bettbezug verstaut hatte.

„Na, sicher doch, erst zertrümmert ihr mir das Kreuz, so dass ich mich kaum fortbewegen kann, und dann soll ich auch noch Säcke schleppen? Vergiss es!“

Sonderliche Lust auf Umzug hatte ich sowieso keine.

„Und was wird dann damit?“

Sein Ton hangelte sich auf eine zunehmend aggressivere Ebene.

„Nehmen Sies als Dank für die schöne Zeit“, sagte ich und fügte leise, während ich mich von ihm abwandte, hinzu: „Schlepp es selbst und mach dich zum Affen.“

„Was?!“

„Was?“

„Was hast du geschwafelt?“

„Nichts weiter. Nur, dass Sie es auch den Iwans spenden können, wenn Ihnen danach ist.“

„Verschwinde! Aber hurtig!“

Was leichter gesagt als getan war. Ohne den Schließer, der meinen Bettbezugsack übrigens durch den halben Knast buckelte und sich dabei anständig zum Affen machte, kam ich nicht weit – schon gar nicht zur Kammer, wo eine reinigende, eine heilende Dusche auf mich wartete.

Die Kalfs begrüßten mich wie einen alten Bekannten mit festem Handschlag und einem Lächeln, dass ihre Freude über unser

Wiedersehen akzentuierte. Oder machten sie sich lustig über mich? Nein, nein, ihre Freude war ganz bestimmt echt.

Einer steckte mir in einem unbeobachteten Moment eine Bleistiftmine zu. Plötzlich hatte ich das Gefühl nicht mehr allein zu sein. Auf eine eigentümlich zufriedene Weise fühlte ich mich heimisch. Die Jungs aus der Nachbarschaft schlossen Freundschaft mit dem Zugezogenen.

Und als ich in meinem Bunkerloch Nummer eins eintraf, schallte es, kurz nachdem sich der Schließer verzogen hatte, aus der Nebenzelle: „Scheems, bist du’s? Komm ans Fenster!“

Seither unterhielt ich mich, oftmals stundenlang, mit meinen Nachbarn, ohne sie je zu Gesicht zu bekommen. Und manchmal, wenn wir uns sicher glaubten, dass kein Schließer durchs Gebäude schlich, sangen wir mit dröhnenden Stimmen Knastlieder. Nur leider waren die anderen Zellen viel zu selten belegt.

Von Tag zu Tag ging es mir besser. Jeder Gedanke an Aufgabe wurde mir fremd. Ich fühlte mich und die Richtigkeit meines Handelns durch die Aufmerksamkeit der anderen bestätigt.

Vormittags bekam ich nun auch in der Einzelhaft die JUNGE WELT. Offenbar spekulierte Borrmann, mich durch deren Lektüre in meiner Einstellung beeinflussen zu können. Obwohl ich mir viel Zeit beim Lesen ließ, verkürzte sie die Tage nur unwesentlich. So begann ich das tägliche Kreuzworträtsel auszufüllen, gab nach dem Mittagessen Napf und Zeitung zurück und wartete geduldig auf meine Zerstreung. Das Ergebnis ihrer Auswertung präsentierten sie mir stets nach meinem Mittagsschläfchen. Fixe Jungs! Sie stürmten herein, zerrten mich vor die Tür und filzten meine Wohnung. Komplet – versteht sich. Gefunden haben sie freilich nie, wonach sie suchten. Wie auch – ich trug die Mine im Mund unter der Zunge. Und da ich die Zeitung weiterhin erhielt, etablierte sich unser kleines Spielchen zu einem festen Bestandteil und lockerte so meine Tage auf. Ich möchte fast sagen, es ritualisierte sich und machte mich geradezu süchtig. Denn nach dem Essen wartete ich sehnsüchtig auf meinen Nachtsch – die Abwechslung. Und ich wurde nie enttäuscht.

Es dürfte etwa der zehnte Tag gewesen sein, als ich mich durch mein Mittagessen löffelte und plötzlich stutzend innehielt. Ja, richtig, ich bekam nun ein üppiges Mittagessen. Und, jawohl, ein warmes. Wenn auch nur lau, so gab es mir doch Momente eines warmen, hellen Gefühls der Geborgenheit – bis ich die Schüssel geleert, aufsaß und mich kalt das eisige Dunkel traf.

Rein akustisch barg das Wort Fruggeneintopf etwas positiv Rätselhaftes in sich. Doch vermutlich gibt es nichts Schlimmeres als in einem dunklen Loch auf einem Holzbrett zu sitzen, einen Toilettenkübel im Rücken und übelriechende Futterrüben, angebaut für unsere vierbeinigen Fleischlieferanten (Was, verdammt noch mal, ist Fleisch?), in sich schaufeln zu müssen. Ich hasste dieses ekelhafte orangerote, gläsern, schlapperige Zeug, das zum Montag gehörte wie andernorts Fisch zum Freitag.

So saß ich nun leidend über dem Futtertrog gebeugt und stellte nicht ohne Verwunderung fest, ein Päckchen von der Größe einer Zündholzschachtel auf meinem Löffelchen vorzufinden. Mit wildem Herzklopfen löste ich sein schützendes Plastikleid und warf es in den Kübel. Dem Geheimnis des Innern ging ich erst auf den Grund, nachdem Schüssel und Zeitung abgeholt waren.

Ich war überwältigt. Tränen der Freude standen mir in den Augen, als ich las, was auf einem der zusammengefalteten Zigarettenpapierchen stand: „Kopf hoch! Halte durch!“.

Zwischen den Fingern hielt ich Tabak, richtige Zigarettenpapierchen, eine große Bleistiftmine; eine halbe Rasierklinge, mit der sich weitaus besser und komfortabler als mit einer Glasscherbe Funken erzeugen ließen, und einen fast zwei Zentimeter langen Feuerstein – das alles schickten Unbekannte und opferten mir ein kleines Vermögen. Allein für einen Feuerstein dieser Größe musste ein gesamtes Monatseinkommen hingeblättert werden.

Ichtershausen, das, wie ich eingangs anriss, aus einem uralten Kloster hervorging, bestand zu einem erheblichen Teil aus hauchdünn verputzten Strowänden und knarrenden Dielenböden.



Zündhölzer und Feuerzeuge waren wie so vieles andere unter Androhung von Strafen strengstens verboten.

Natürlich galt das nicht für mich. Denn ich zeigte ihnen die Brust und rauchte wann immer mir danach war, während die armen Teufel da draußen auf das Wohlwollen der Erzieher angewiesen waren. Die hielten sich in jeder Gruppe einen Fackelträger, der seine Schwungradelli nur auf ihr ausdrückliches Kommando hin anwerfen durfte. Etwa zur Freistunde auf dem Hof oder im Duschraum auf der Station, der Platz für fünf Duschköpfe, ebenso vielen Waschbecken und zwanzig bis dreißig Schulter an Schulter schmauchenden Jugendlichen bot.

Nie habe ich erfahren, wem ich dieses und alle weiteren Kopfhoch-Gaben, die ich in den folgenden Wochen immer montags aus meiner Fruggenschüssel angelte, verdankte.

**D**ie Zeit schritt voran, legte ein atemberaubendes Tempo vor. Schon waren wieder zwei Wochen vorüber. Teilte ich anfangs die Tagesabschnitte in Frühstück, Zeitung, Freistunde, Mittag, Kübel, Schläfchen, Filzung, Abend, Sport und schlafen ein, freute mich über jede zurückgelegte Teilstrecke, strich mit dem Löschen des Lichts den überstandenen Tag gedanklich ab und sehnte mich dem letzten Frühstück entgegen, so empfand ich den nahenden letzten Tag nunmehr als erschreckend und Borrmanns Einlage als lästig. Oder war es mit mir so weit? Verlor ich den Überblick? Sagte ich nicht noch am Morgen zu meinem Begleiter, er habe sieben lange Tage jede Gelegenheit zum Verschwinden ungenutzt gelassen; und die nächsten sieben Tage könne ich gut ohne ihn auskommen? Klaus war schon da, als ich einzog. Ich wusste nicht, woher er kam. Er war einfach da und breitete sich in meinem Vestibül aus. Klaus kannte sich gut aus, hielt Abstand, weil er wusste, dass mich mein Zaun hinderte, zu ihm oder auch nur in seine Nähe zu gelangen. Schamlos krabbelte er umher, kreuz und quer, strickte sich ein Zuhause und entzog sich immer wieder meinen Annäherungsversuchen.

Bis zu diesem Tag, an welchem er zu seinem letzten Wettlauf gegen mich antrat, ihn führte und im Kübel endete, der Dummkopf. Selbst als dürres, langbeiniges Spinnentier hätte er wissen müssen, dass es hier für zwei Leben zu eng, die Luft für mehr als ein Lebewesen einfach viel zu dünn war.

„Wie geht’s?“, fragte Klaus, vor meinem Zaun lauernd. Seine beiden Lakaien hatte er links und rechts der Tür abgestellt.

„Sie sehen mich leiden. Mit welchen Annehmlichkeiten wollen Sie mich denn diesmal beglücken?“

„Auf Gruppe?“

„Wie darf ich das verstehen?“

„Sich in die Gemeinschaft einordnen.“

„Dann kommen Sie nächstes Mal, und ich bin weg? Gar nicht mehr hier? Nö! Ich kann unmöglich auf Ihre aufbauenden Besuche verzichten.“

„Arbeiten?“

„Sehr gern. Aber nicht für fünf Mark im Monat.“

„Wissen Sie, was Arbeitsverweigerung ist. Im günstigsten Fall fassen Sie fünf Jahre Nachschlag ab. Was halten Sie davon?“

Und was hältst du davon, mir mal zu flüstern – muss ja nicht gleich jeder mitbekommen –, was hier läuft, was du willst, was ihr von mir wollt?

Ohne seinen höchst gelangweilt daher gesagten Worten eine unmittelbare Bedrohung zu entnehmen, wurde mir doch einigermaßen mulmig in der Magengegend. Ich glaubte ihm kein Wort. Doch beschleunigte sich der rhythmische Schlag meines Herzens, als ich an das Eiltempo meiner wenige Monate zurückliegenden Verurteilung vor dem Bezirksgericht dachte. Der Richter verdonnerte mich aufgrund an Haaren herbeigezogener Beweise. Er nannte es Beweise. Ich nannte es Scheiße.

Auch wenn Borrmann wie zu einem Fünfjährigen sprach, entging mir doch sein drohender Unterton nicht. Er wusste, was er sagte. Und ich wusste, dass ich weder in diesem noch einem anderen Loch fünf weitere Jahre unbeschadet überstehen würde.

Den Nachdenklichen mimend legte ich meinen gestreckten rechten Zeigefinger an die Unterlippe, sah Borrmann bohrend in die Augen und sagte: „Raten Sie mal, wie alt ich dann sein werde.“

Juhu! Borrmann explodierte aus dem Nichts. Speichel, cremig wie aufgeschlagenes Eiweiß, quoll aus der Datschenbräune seines Gesichts, als er schrie: „Ich werde dich hier drinnen verrecken lassen! Schafft ihn mir aus den Augen! Raus! In Absonderung den ... das ... mit dem asozialen Müll!“, und stürzte hinaus.

**W**ährend der folgenden Monate besuchte mich Klausl nur noch jede vierte Woche. Immer am letzten Tag der Einzelhaft. Er war wohl böse mit mir. Und ich mit ihm. Ich piffte auf ihre dämlichen Vorschriften und zeigte ihnen bei jeder Gelegenheit die Brust. Strafe muss sein.

Nahezu täglich brachen sie meine Minuten unter freiem Himmel ab, weil ich nicht gehorchte und, gleich einem trotteligen Esel, stur im abgesteckten Kreis trottete, sondern gazellenhaft kreuz und quer über den Hof hopste und – o, ganz schlimm – Zellennachbarn oder vorbeiziehende Mithäftlinge ansprach.

Es war mir völlig gleich, ob Schließer vor meiner Tür lungerten, mich beobachteten und belauschten. Munter unterhielt ich mich am Fenster weiter und rauchte gemütlich ein Zigarettenchen. Und ich lachte laut und irre, wenn sie zur Tür hereinstürzten, mich ans Gitter fesselten und mit ihren Bumms traktierten, begann ich doch ihren Zorn zu verstehen. Ekel verhinderte das Erfolgserlebnis. Dabei gaben sie sich wirklich Mühe, wurden von Mal zu Mal schneller und trickreicher. Irgendwie schafften sie es, den Deckel geräuschlos zu öffnen. Ich staunte nicht schlecht, als sie das erste Mal plötzlich mitten in meiner Wohnung standen, ohne dass ich sie klopfen und hereinkommen hörte. Sie filzten gründlich, tasteten sich jede Ritze entlang, öffneten den Kübel, um sich sogleich angewidert abzuwenden und hoben ihn nach einer Atempause in der Erwartung in die Höhe, ich sei so blöd, etwas darunter zu verstecken.

Verflucht, wo bunkerte der illegale Qualmer Tabak, Feuerstein und Rasierklinge? Immer der Nase nach – unter dem Einsatz, meine Herrn. Nichts für Feinschmecker, so ein Kübeleinsatz, ich weiß, dafür aber sehr effizient.

Gelegentlich klappte es doch. Dann nämlich, wenn ich mit mir würfelte. Erwischten sie mich, rissen sie mir die drei kleinen Dinger aus den willenslosen Händen und trampelten wild auf ihnen herum,

als hätte einer dem anderen einen Skorpion von der Nasenspitze gepflückt und todesverachtend zu Boden geschleudert. Ich wünschte ihnen noch viele weitere durchschlagende Erfolge und sie bedankten sich mit ein paar kräftigen Bummihieben.

Am Abend bastelte ich neue. Ich knetete den Brotteig meines Abendessens, mischte Zigarettenasche darunter, modellierte aus der Kugel drei gleich große Quadrate und markierte mit dem Feuerstein die Augen. Über Nacht härteten sie aus, und schon am nächsten Morgen forderte ich mich erneut heraus.

Ja, ich lachte, wenn sie mich schlugen. Ich konnte nicht anders. Ich lachte vor Wut, Schmerz und Ohnmacht. Und ich lachte auch, weil ich zu feige war, dem Ganzen ein Ende zu setzen.

Irgendwann an einem Samstag oder Sonntag, ich lag auf der Seite mit zur Brust gezogenen Knien im Halbschlaf am Boden, bohrte sich Wohlklang in meine von monatelanger Einzelhaft sensibilisierten Gehörgänge. Ich hob den Kopf und lauschte. Von fern drangen weiche Gitarrenklänge an mein Ohr. Eine Sinnestäuschung? Eine bange Ahnung beklemmte mir das Herz und trieb Schweiß auf meine Stirn. Im Knast gab es keine Radios, mithin auch keine Musik. Logisch. Wenn ich den Zusammenhang erkannte, konnte es dann so weit sein? Konnte wohl, durfte aber nicht, weil blöd sterben einfach nur blöd ist. Mit einem Satz stand ich auf beiden Beinen, sah mit aufgerissenen Augen zum Deckel und trocknete meine Stirn am rechten Ärmel des Overalls. Die Musik hörte nicht auf. Ich umklammerte den Zaun, trat zwei oder drei Mal gegen ihn und hustete kräftig und laut die bösen Geister aus dem Leib. Dann war alles vorbei und ich wusste, eine ganz gemeine Form der schleichenden Verblödung hatte ihren Einstand gegeben. Ich atmete tief durch – und plötzlich war sie wieder da, die Hinterhältigkeit. Ausgelassen tanzte sie in meinen Ohren, lärmte durch meinen Körper, meißelte durchs Hirn, saugte an meinem Verstand, wollte mich nicht ruhen lassen und schrie mich an: „James?! Hörst du mich?!“

„Ja!“, schrie ich und stürzte zum Fenster, „Ja, ich höre dich! Wer bist du?!“

„Sandro!“

„Bist du die Musik?!“, fragte ich erregt und kämpfte mit den Tränen. Einer wie ich, der darf nicht weinen. Was sollten die anderen von einem denken, ist doch schließlich knüppelhart wer im Loch sitzt.

„Gefällt sie dir?!“

„Spiel weiter! Bitte, spiel weiter!“

„Warum bist du schon wieder im Bunker?!“

„Protektion!“

„Waaas?!“

„Mach Musik!“

„Roger! Halt die Ohren steif!“

Viel mehr ist ohnehin nicht drin. Mach Musik – gib mir Licht, nur etwas Leben, lass mich hoffen, lass mich träumen; gib mir die Kraft, zu verstehen.

Sandro spielte. Er spielte Santana. Samba pa ti oder so ähnlich hieß der Song. Sanft, zärtlich kamen die Töne zu mir herüber, streichelten mich, gaben mir Ruhe, Wärme und die Gewissheit, dass in meinem Oberstübchen doch noch nicht das Chaos das Ruder übernommen hatte. Ich war glücklich und erleichtert, dem ganz großen Rieseln noch einmal entkommen zu sein.

Doch wer war Sandro? Kannte ich ihn? Wahrscheinlich nicht. Sandro? Ich kenne keinen ... Doch, ja, Sandro!

Ich lernte ihn auf Transport im Grotewohl-Express, einem für Gefangene hergerichteten Eisenbahnwaggon, kennen. Auch Geratewohl-Express genannt, weil kaum einer wusste, wo er am Ende landet, wie lange er unterwegs sein würde und wie viele Stunden oder Tage er in dem stickigen Waggon auf einem Abstellgleis unter der Sonnenglut zu leiden hatte, bis man ihn endlich an einen Anschlusszug koppelte. Zu fünft saßen wir im Abteil, das zwei, allerhöchstens zweieinhalb Quadratmeter maß. Sandro saß auf dem Klappsitz an der Tür, ich am vergitterten Milchglasfenster, auf der Holzbank links von ihm. Auf Zugang verbrachten wir noch ein paar Tage miteinander, dann sah und hörte ich nichts mehr von ihm.

Ja, ich erinnere mich: Sandro Schömann war sein Name. Der lange Blonde aus Hoyerswerda.

Fortan verwöhnte mich mein Freund Sandro jedes Wochenende, das ich im Bunker verbrachte, mit seinen Gitarrenkünsten. Bisweilen sogar wochentags, wenn er am Abend von der Arbeit kam. Unglaublich, wie mich die Magie seiner Klänge beglückte, stärkte und über die Zeit halfen.

Einer, der mal drei läppische Tage zwei Zellen neben mir verbrachte, so eine Art Gastarrestant, sagte mir, Sandro sitze an einem Fenster ganz rechts auf der zweiten Etage des gelben Hauses links schräg gegenüber. Nett von ihm. Jetzt wusste ich Bescheid. Woher, glaubte dieser Volltrottel, sollte ich wissen, was sich bei meinem eingeschränkten Blickfeld irgendwo schräg links gegenüber abspielte? Außerdem war es mir Brust, wo er saß, lag oder stand – Hauptsache er spielte.

„Anfang September tagt im Hause ein Schnellgericht. Neben den beiden Subjekten, die vor wenigen Wochen versuchten, gewaltsam Hundezone und Mauer zu überwinden, und dabei einen Kollegen schwer verletzten, wird man auch Sie verurteilen. Sie werden Ihre fünf, die anderen, na ja, so zwischen sieben und zehn Jahre abfassen. Wie gefällt Ihnen das?“, fragte Borrmann mit dem Schatten eines süffisanten Lächelns, als er Mitte Juli lockeren Fußes in mein unaufgeräumtes Absonderungsdomizil schwebte.

Klausi, du machst mir Angst. Ich saß auf der Bettkante und sah auf seine polierten Halbschuhe.

„Hm, schwer zu sagen. Ich ha... ha... ha... habe weder Vergleichswerte noch die entsprechenden Er... er... erf... erfahrung... gen, um Ihre Fraaaa... ge erschöpfend bee... beantworten zu können. Tu... tu... tut mir wirklich leid.“

Und da passierte es: ich verlor das letzte Quäntchen Stolz. Ich hielt die Luft an, spannte jeden Muskel, und doch fiel es wie ein fauler Apfel von mir ab und stürzte zu Boden, direkt vor seinen beschissenen braunen rechten Schuh. Borrmann brauchte seinen Fuß nur leicht anheben und ... Gespannt beobachtete ich den Huf, er bewegte sich nicht, stand regungslos neben dem anderen. Am

liebsten wäre ich im Boden versunken – ganz tief. Doch da stand Borrmann, und auch vom Bett konnte ich mich unmöglich erheben, wollte ich zurück, was ich verlor. Es war nämlich nur während der Nachtruhe erlaubt, sich im Bett aufzuhalten.

Wie konnte es geschehen, dass ich hilflos blöden Wörtern nachhing? Gott, wie erniedrigend! Borrmann musste sich seinem Ziel ganz nahe sehen. Irrtum, mei Gutster! Ich bin wieder da!

„Versuchen Sie es mit Vernunft“, sagte er und trat einen halben Schritt zurück.

Das ist ja wohl das Allerletzte: braune Schuhe.

„Schickes Schuhwerk“, sagte ich und lachte dabei.

„Kommen Sie auf Gruppe?“

„Wegen dem N... N... Nachschlag?“, ich sah zum Fenster und legte eine kurze bedeutungsvolle Pause ein, „Den können Sie mir auch hie... hierherbringen.“

Borrmann zeigte keine Regung. Äußerlich ruhig, die Hände auf dem durchgedrückten Rücken und den Blick über mich hinweg zum Fenster gerichtet, sagte er: „Ich habe getan, was ich für Sie tun konnte. Ihnen ist nicht mehr zu helfen.“ Wer sollte mir denn helfen? Und wobei überhaupt?

„Ich fang gleich an zu heu... heulen.“ Mir war wirklich danach.

Borrmann legte eine schneidige Kehrtwendung hin, nahm seine beiden Burschen ins Schlepptau und ging ohne ein weiteres Wort hinaus. Mir war, als hörte ich das Schmatzen ihrer Schleimspur.

Ich befand mich in einem Zustand der Niedergeschlagenheit, innerlich verwahrlost und ohne Orientierung. Noch immer saß ich auf der Bettkante und starrte auf die Stelle am Boden, an der ich abhanden gekommene Buchstaben vermutete. Mein Puls trommelte den Todesmarsch, ich war erregt und schwitzte wie ein ängstliches Mäuslein in den Fängen einer gefräßigen Raubkatze. Ich kam mir furchtbar klein, dünn und hilflos vor.

Fünf Jahre! Fünf plus fünf macht zehn. Zehn Jahre sitzt keiner auf einer Arschbacke ab. Schon den Sinn der ersten fünf verstand ich nicht; wofür, verflucht, jetzt noch mal fünf? Gibt es Scheiße nur noch im Fünferpack? Besser ich gebe auf. Was aufgeben? Was tat ich



denn, dass ich hier landete? Was, was, was, was?! Und, sag, was will ich, dass ich das auf mich nehme? Völlig egal. Ganz ohne Reiz ist es ja nun auch wieder nicht. Sollte ich aufgeben? Und dann? Was erwartet mich da draußen? Der spinnt wohl. Nix mit aufgeben. Aufgeben ist wie braune Schuhe tragen. Und dass, mein lieber Klaus, überlasse ich dir. Alles andere kannst du dir abschminken. Dann schon lieber die Sprache verlieren. Nur blöd werden muss nicht unbedingt sein.

Zur Feier des Tages ein kräftiges Zigaretten. Dem Tatterich meiner Hände würde es ein Ende bereiten, und auf dem Topf war ich auch noch nicht. Beschwingt erhob ich mich und setzte mich sogleich wieder. Dummerweise war mir der Tabak ausgegangen. Also federte ich hoch, öffnete beide Flügel des Fensters und horchte. Sehen konnte ich nichts, weil neben einem robusten Gitter zusätzlich ein Metallkasten mit gelblich-grünem, drahtdurchflochtenem Glas wie ein Fensterkorb aus der Wandflucht hervortrat. Da hatte wohl jemand Bedenken, ich könne hinausfallen, gar entfliegen. Nur in den oberen Teil des etwa zwanzig Zentimeter tiefen Vorbaus hatte man einige Löcher gebohrt, so dass sich zuweilen eine Brise Frischluft in meine Zelle verirrte.

Nach einer Stunde, oder etwas mehr, hörte ich ganz in der Nähe Stimmengemurmel. Sicher, ob es Gefangene beim Hofgang waren, war ich mir nicht, denn jedem war der Aufenthalt in der Nähe der Absonderungszellen verboten.

„He! Komm mal her!“

„Was ist?“, flüsterte jemand, der vermutlich unschuldig blinzeln den Himmel blickte.

„Sch... schieb mir eine brennende Zigarette rein. Hier, zwischen Bleende und Wand.“ Um die Stelle zu kennzeichnen, schob ich ein Stückchen Papier durch den schmalen Schlitz zwischen Hausmauer und Metallkasten.

„Bist du Tscheems?“

„Ja! Und jetzt mach!“

Unendliche Sekunden vergingen, bis ich, den Kopf zwischen die Stäbe geklemmt, mit ausgestrecktem Arm nach dem glimmenden Stängel fingern konnte. Gierig zog ich an ihm. Genüsslich inhalierte ich den Rauch.

„Brauchst du Tabak?“

„Der war gut! Geh ein paar Schritte zur Seite, m... m... mach ein Päckchen und wirf herein, was du übrig ha... hast. Pass auf, ich ma... ch jetzt den Weg frei.“

Mit beiden Händen umklammerte ich die Gitterstäbe, zog mich an ihnen hoch und kauerte auf dem abschüssigen Fensterbrett nieder. Dann ließ ich mich etwas nach hinten fallen, schob das rechte Bein durchs Gitter, winkelte es an, atmete tief durch und trat kraftvoll gegen die Drahtglasblende. Knirschen – weiter nichts. Abermals trat ich zu. Heftigeres knirschen. „Sau, du! Willst du wohl“, knurrte ich. Beim dritten Mal splitterte sie und nach dem vierten Anlauf flog das widerspenstige Teil aus seiner Halterung. Der Krach des im Hof aufschlagenden und berstenden Glases war noch nicht verhallt, da schwirrte etwas an meinem linken Ohr vorbei ins Zelleninnere. Draußen auf dem fußballfeldgroßen Innenhof jubelten, schrien und klatschten weit über einhundert Knackis. Hinter dem Maschendraht der Sicherheitszone an der Mauer zerrten streitsüchtige Deutsche Schäferhunde kläffend an ihren Ketten und kampflustige Alarmpfeifen mischen ihre schrillen Töne unter das Toben im Hof und forderten mich zu unverzüglichem Handeln auf.

Geschwind hüpfte ich vom Fensterbrett und suchte mein Päckchen, dass sich inzwischen gepaart haben musste. Gleich vier verschiedenster Größe sammelte ich auf. Just in dem Augenblick, als ich sie im Hohlraum unter dem Klosettbecken gebunkert hatte, öffnete sich die Zellentür. Fünf Schlüsselschwinger stürmten mit gezückten Bummis herein und packten mich.

„Ist's mal wieder so weit?“, fragte ich unschuldig.

Doch was echte Pfeifen sind, die gehen mit lustig grimmigem Mienenspiel über so was hinweg, werfen ihr Menschenopfer kopfüber aufs Bett, fesseln es mit routinierter Hand ans Gestell, werfen eine Decke über das da, um sich den Anblick des Leids zu

ersparen – und toben sich mal tüchtig aus. Ist ja sonst nichts los in der Gegend.

Bummis prasselten danieder. Ich schwieg, um sie durch das Stolpern über meine gepflegte Wortwahl nicht noch mehr anzuspornen. Sie beschimpften mich, rissen Witze, und sie lachten. Doch bald schon drangen undeutliche Fetzen zu mir unter die Pferdedecke. Draußen wurde es still. Und plötzlich spürte ich keine Schmerzen mehr. Ein schönes Gefühl.

Als ich die Augen aufschlug, war Stille um mich herum. Etwas verklebte meine Lippen. Ich strich mit der Zunge darüber und hob den Kopf dabei um einige Zentimeter an. Ein Blut-Speichel-Gemisch rann aus meinem Mund und sammelte sich zu kleinen Pfützen auf dem blauweiß-karierten Kopfkissenbezug unter mir. Erschöpft, mit Tränen unbändiger Wut in den Augen, fiel mein Gesicht in eine der Lachen.

Spät am Abend, die Nacht brach bereits herein, setzten drei Hausarbeiter eine neue Blende ein. Der jüngere von ihnen, ein kleiner blonder mit ernstem Gesicht, er mochte vierzehn oder fünfzehn gewesen sein, fragte mich mit fester Stimme: „Die haben dich verhauen?“

Wahrscheinlich einer von den Langstrafern, der seine Familie ausgerottet hat, dachte ich mir, lächelte, auch wenn es schmerzte und er darin vermutlich nur eine blutverschmierte Fratze sah, und antwortete: „Schön gesagt.“

Sein verschlossenes Kindergesicht hellte sich auf. Er lächelte zufrieden, beinahe glücklich, zog ein Päckchen Tabak aus der Hosentasche, sah kurz zur Tür und schob es dann schnell unter mein Kopfkissen.

„Du schaffst das, Tscheems“, sagte er leise.

Erlösung von den Handfesseln erfuhr ich, nachdem die Handwerker meine Zelle verlassen hatten. Ich blieb liegen auf dem Bauch, bewegte mich nicht; konnte mich nicht bewegen, weil mich jede noch so kleine Bewegung an den Misstönen der die Saiten ihrer Harfe zupfenden Engel im Himmel teilhaben ließ.

Einige Tage nach der forschenden Entgegnung auf mein ausuferndes Suchtverhalten wechselte ich in mein kleines Verlies des einsamen Dunkels. Sie hatten die Verlegung aufgeschoben bis nicht mehr der Schmerz die Koffer packte.

„Wer ist in der Eins?“, fragte jemand aus dem Fenster.

„Frag nicht so blöd!“

„Hört, hört, James ist nach Hause gekommen!“, blödelte ein anderer und lachte über seinen gelungenen Scherz.

Im Vorübergehen hatte ich den kleinen Schildchen an der Wand neben den Zellentüren entnehmen können, dass der Bunker diesmal ausgebucht war. Denn nur wo ein Schildchen dran, war auch ein Arrestant drin. Umso besser, dachte ich mir, und weihte sie sogleich über mein Vorhaben ein. Bis auf einen, der noch im Laufe des Tages auf Gruppe entlassen werden sollte, würden sich die verbleibenden drei am Hungerstreik beteiligen.

Ohne einen Bissen des gewohnt köstlichen Frühstücks angerührt zu haben, gaben wir vier es am darauffolgenden Morgen mit dem Hinweis, wir befänden uns schließlich im Hungerstreik und könnten nicht einfach mir nichts, dir nichts drauflos schlemmen, alles zurück. Als hätte einer von uns die Liebste des diensthabenden Schließers beleidigt, polterte dieser sich anbrüllend, dass es verboten und noch nie da gewesen sei, den Flur entlang. Und im Übrigen seien wir allesamt Meuterer und kämen umgehend vor ein Schnellgericht.

Die Unverschämtheit unsere Forderung bestand darin, tagsüber eine und nachts zwei Decken zu bekommen. Jedenfalls für so lange, bis die Heizungen funktionierten. Obwohl kalendarischer Hochsommer, fröstelte uns. Borrmann hatte meine diesbezügliche Bitte mit der Begründung, es verstoße gegen die Sicherheit und Ordnung, vor einigen Wochen abgelehnt.

Schon am zweiten Tag schrumpften wir um einen Hartgesottenen. Beim Hofgang legte er sich flach. Fiel einfach so um. Knickte ab, der Pfeifenkopf. Angeblich brachte man ihn sofort auf die Krankenstation, wie uns einer der anwesenden Schließer weiß machen wollte. Der Umfaller habe nämlich einen Magendurchbruch

erlitten, was auf das Trinken von Wasser bei der Zahnpflege zurückzuführen sei.

Soso, also Wasser bei der Zahnpflege. Warum nicht einfach Mundhygiene? So ein ausgemachter Quatsch! Auch ich trank, wenn auch kein Wasser, so doch Tee und das andere braune Zeug, das sie mit Kaffee ansprachen. Ich hielt es eher für wahrscheinlich, dass er sich zu dieser künstlerisch durchaus überzeugenden Akrobatenrolle hatte überreden, meinetwegen auch zwingen lassen.

Insgesamt ein exzellenter Schachzug. Denn zur Abendessenausgabe verweigerte man uns das Getränk. Erst nach Abbruch des Hungerstreiks, so ihr verlockendes Angebot, bekämen wir wieder etwas von dem guten Gebräu. Schließlich wolle man weiteren Magendurchbrüchen vorbeugen. Wer kann bei so viel Fürsorge schon nein sagen? Na, wir drei!

Am nächsten Tag: Schreck im Ensemble. Ja, mit dem Verzetteln ist das auch so eine Sache. Beim Hofgang war ich allein. Keine Spur von meinen Kollegen, mit denen ich noch am Morgen angeregt plauderte. Auch aus ihren Zellen verlautete kein Mucks. Das hatte was von grassierendem Bunker-Kannibalismus. Richtig unheimlich. Oder stänkerte nur Borrmann mal wieder? Wäre nicht das erste Mal, dass Klausl mit mir seinen Schabernack trieb. Hin und wieder setzte mir der Schlingel einen schrägen Vogel in die Nachbarschaft. Unaufhörlich laberte der mich voll, wie toll es auf Gruppe sei. Das letzte Mal dauerten diese hirnerweichenden Attacken satte drei Tage. Natürlich sagte keiner, dass ihn Klausl schickt, doch ich war mir sicher. Nur Klausl, der alte Schlawiner, konnte ein Interesse daran haben, dass ich das Handtuch warf. Womöglich vertraute er darauf, ich bekäme nicht mehr spitz, was lief. Aber vergackeiern gilt nicht. Und mein Freund Sandro würde schon dafür sorgen, dass ich nicht vor ihm verblöde.

Von da ab blieb alles an mir hängen. Meine Körperpflege beschränkte sich auf einen feuchten Waschlappen, den ich morgens und abends gereicht bekam. Zugleich auch die einzig verbliebene Möglichkeit, meinen jungen Körper mit Feuchtigkeit zu versorgen. Saugend entlockte ich ihm Tropfen des immer wichtiger werdenden

Nass, rubbelte über Zähne, Gesicht, Brust und Arme und warf ihn durch den Zaun vor die Tür. Lange, dessen war ich mir durchaus bewusst, würde ich nicht mehr die Kraft dazu haben. Gewöhnlich beantwortet der Körper Wasserknappheit mit ausklinken. Aber noch ging es. Und Klausl würde niemals zulassen, dass ich welke und versande. So was bricht nicht mit alten Gewohnheiten. An wem sollten er und seine Stiefellecker sich am Tag danach auslassen?

Am Rande sei noch erwähnt, dass mir wenigstens der Friseur erspart blieb. Aber nur der Kontaktsperre wegen. Ein Mal im Monat schnitt er mir unter Bewachung die Haare, und dienstags und donnerstags malträtierte er mich mit seinem Messer auf einem Schemel im Flur. Ohne Wasser und Seife zog der Hufschmied über mich her. Wasser war ihm fremd, wie es mir fremd wurde.

Unbeweglich und verschlungen, wie ein verknotetes altes Handtuch lag ich am Boden als sich einige Tage – oder waren es vielleicht doch Jahre? – später die Tür öffnete und mich ein Schließer barsch aufforderte, mich zu erheben und mit ihm zu kommen. Schwerfällig rappelte ich mich auf die Knie und zog mich am Zaun hoch auf die Füße. Der Boden schwankte unter mir und ich fror jämmerlich, war kraftlos und schläfrig. Ich sah ihn nicht. Ich sah überhaupt kaum etwas.

Stumm, mit zu Boden gerichtetem Blick, folgte ich ihm. Jede Bewegung forderte Reserven. Es könnte an einem Wochentag, so um die Mittagszeit herum, gewesen sein. Ich nahm den Duft warmen Essens wahr, und als wir das Dienstzimmer passierten, bemerkte ich zwei weitere Schließer. Am Wochenende schob gewöhnlich nur einer Dienst.

Schlaff wie Hermann schlich ich über den Hof zum Haupttor. Vor dem Verwaltungsgebäude machte er, etwas später auch ich, Halt. Ich hob den Kopf ein wenig, um zu erkunden, weshalb wir unseren Verdauungsspaziergang unterbrachen. Im Eingang, locker an den Türrahmen gelehnt, standen zwei Meter korrekt übereinander gepackte Muskelmasse unter einer auf den Leib gemalten grünen Offiziersuniform. Er sah mich an und machte ein Gesicht, als denke

er: „Was, so sehen heute Rebellen aus? Also, zu meiner Zeit, damals das waren noch richtige Kerle.“

Plötzlich zog ein berufsmäßiges Lächeln über ihn hinweg, und ich hörte ihn aufgesetzt freundlich wie ein Oberarzt bei der Visite eines unheilbar Kranken sagen: „Da ist ja unser Rebell“, stieß sich lässig vom Türpfosten ab und gestikulierte einladend mit beiden Armen.

Ungemein theatralisch für meinen Geschmack.

Von einer Sekunde auf die andere vermisste ich meine Beine. Um ein Nachgeben und tieferen Fall vorzubeugen, folgte ich dem gelben Kurzhaar-King Kong den Gang entlang und durch die zweite Tür auf der rechten Seite. Ich sah mich kurz um und entdeckte den Häftlingstypischen, gebrechlichen Holzstuhl, fiel dumpf auf ihn, streckte die Beine weit von mir und atmete tief durch.

„Setz dich!“

Ah, so einer ist das also. Über dreißig und Jugendspäße treiben. Ganz ein anhänglicher Greis.

Er setzte sich zwei Meter mir gegenüber hinter seinen Schreibtisch, der bei mir in der Schule Lehrerpult hieß, und stellte sich als Verbindungsoffizier vor. Dieser Tiefstapler. Selbstverständlich musste es richtig Verbindungsoffizier der Stasi oder meinetwegen auch Staatssicherheit heißen. Unter den Gästen des Hauses zärtlich Vau-Nuller genannt. Und in anderen Gegenden vermutlich VOdST oder ähnlich einfallslos.

„Was ist los mit dir? Willst du dir dein Leben mit aller Gewalt selbst zur Hülle machen?“

Obacht – jetzt kommt die väterliche Tour.

„Geben Sie mir etwas zu trinken“, flüsterte ich.

„Natürlich. Ja. Einen Moment“, sagte King Kong überrascht.

Es dauerte keine zwei Minuten, da brachte er aus dem Nebenraum hinter mir ein Zahnputzglas randvoll mit frischem prickelndem Leitungswasser. Ich bedankte mich heißer, sah einen Moment liebevoll in das Glas und trank dann in kleinen Schlucken.

„Und? Gut?“

Ich fühlte mich besser, verriet es ihm aber nicht, weil ich befürchtete, er käme auf dumme Gedanken und verweigere mir

weitere Lebensretter. Nur mit angesetztem Flüssigkeitspolster konnte ich weitere zwei oder drei Tage durchhalten.

„Wollen wir jetzt miteinander reden?“

Über den Rand des Wasserglases sah ich ihm in die Augen und sagte: „Ohne Dampf, kein Kampf.“

Er verzog die Mundwinkel; doch können kalte, tote Augen niemals lächeln. So hörte ich nur Töne aus seinem Mund, vergleichbar mit Pferdefürzen.

„Darauf habe ich schon gewartet. Da, greif zu!“, und schleuderte mir eine angebrochene Schachtel Karo entgegen.

Dieser ungehobelte Klotz verstand es nicht, seine herkulischen Kräfte zu kontrollieren.

„Hier sind Streichhölzer und Aschenbecher“, ergänzte er und zeigte dabei auf die Schreibtischkante vor mir.

Andächtig zündete ich mir eine Karo an, schloss den Mund und inhalierte tief. Ah, da war es, jenes berauschende Gefühl, als hätte ich mich längere Zeit in nur eine Richtung gedreht. Eine schwarze Filterlose, und du bist gleich ein ganz anderer Mensch.

„Können wir jetzt reden?“

„Sprechen Sie nur. Könnte ich noch etwas Wasser haben?“, und hielt ihm am ausgestreckten Arm das leere Glas entgegen.

Der Ausdruck väterlichen Hochmuts verschwand aus seinem Gesicht.

„Hm.“

Er nahm das Glas und ich lehnte mich entspannt zurück und saugte genüsslich an meiner Zigarette. Da war ich wieder. Es ging aufwärts.

„Da! Na, greif schon zu!“, sagte er ungehalten und hielt mir das Glas vor die Nase.

„Verbindlichsten Dank.“

„Jetzt kommen wir aber zur Sache“, stützte sich mit beiden Händen auf die Armlehnen des abgewetzten Sessels hinterm Schreibtisch und sank langsam nieder.

„Wie lange willst du noch die Nahrungsaufnahme verweigern?“

Der will mich aushorchen.

„Ich verweigere nicht die Nahrungsaufnahme, ich kann nur einfach nichts zu mir nehmen, weil ich mich doch im Hungerstreik befinde. Hungernde nehmen nun mal keine Nahrung auf.“



„Und weshalb tust du das?“

„Weil mir kalt ist. Und dann wäre auch noch ganz interessant, weshalb ich seit Monaten im Zwinger gehalten werde.“

„Kalt?“, fragte er verblüfft und keineswegs gespielt.

„Richtig gehört. Ich möchte am Tag eine und in der Nacht zwei Decken.“

„Was, nur wegen einer Decke setzt du deine Gesundheit aufs Spiel? Was steckt wirklich dahinter?“

Ach, weißt du, ich habe sonst nichts, was ich noch verlieren könnte. Von mir bekommt ihr sogar das Letzte. Da kenne ich nichts.

„Etwas Wärme vielleicht?“

„Hören Sie auf damit. Ihr Verhalten findet bereits Nachahmer. Auch wenn sie nach kurzer Zeit das Handtuch geworfen haben, verbreitet es doch Unruhe unter den Jugendlichen.“

„Teufel auch! Schande über mich.“

„Geh mir nicht auf die Eier!“, drohte er.

Was ist denn das für ein Ton hier? So kann er meinetwegen zu Hause mit seinem Mann umspringen, aber doch nicht hier. Ich stellte mein Glas ab, zündete mir eine Zigarette an und lehnte mich wieder ausgestreckt zurück.

„Ich heiße James – und Sie können mir ohne Umschweife sagen, was Sie bedrückt. Ich verspreche, darüber nachzudenken.“

„Dir ...“, er holte tief Luft, sein Brustkorb nahm ein beängstigendes Ausmaß an, „dir werde ich die Flügel stutzen – und dann gibt's kräftig Nachschlag!“

Nun krieg dich mal wieder ein und schrei hier nicht so rum. Siehst doch, ich bin müde. Bring mich nach Hause. Ich ließ die Zigarette neben meinem linken Bein auf den Dielenboden fallen, trat drauf und legte mich wieder lang hin. In seinen blauen Augen türmten sich Eisberge auf.

Leise, so leise, dass ich mich selbst kaum verstand, sagte ich: „Kein halber Hahn wird mich je zu irgendetwas zwingen“, und erschrak sogleich. War ich es, dem diese Worte entglitten? Seit wann bin ich selbstmordgefährdet?

Ruhe. Einige Sekunden herrschten völlige Stille. Er fixierte mich mit aufgerissenen Augen und schnaufte mit halb offenem Mund wie

nach einem 100-m-Lauf. Plötzlich sprang er auf, sein Sessel kippte zur Seite, packte mit beiden Pranken nach der kleinen mechanischen Schreibmaschine auf dem Tischchen zu seiner Rechten, zog sie an seine aufgeblähte Angeberbrust und ... tatsächlich, schleuderte die wehrlose Schreibhilfe, als handle es sich um ein Päckchen Zigaretten in meine Richtung.

Mein Reaktionsvermögen musste während der letzten Tage, Wochen, Monate fürchterlich gelitten haben. Denn was ablief, schnallte ich erst, als sich das Ungetüm mit schwindelerregendem Zahn wie ein Geier vom Himmel stürzte und sich knapp unterhalb des Halses in meine Brust bohrte und mich dank meiner dämlichen Sitzhaltung samt Stuhl nach hinten zu Boden riss. Ich hätte auf meinen Physiklehrer hören sollen, dann wäre mir zumindest diese Peinlichkeit erspart geblieben.

Unsanft schlug ich mit dem Kopf auf. Ein gefundenes Fressen für das böartige Monstrum, dass sich absichtlich drehte, um beim Abrollen auch ja noch seine Tasten über meine linke Gesichtshälfte schleifen zu können. Autsch! Scheppernd schlug es schnaufend auf die Dielen. Es war wohl selbst etwas überrascht.

Ja, so was aber auch. Was sind denn das für unorthodoxe Sitten? Kennt man ja gar nicht. Schlägt ein wenig über die Stränge, das ungezogene Blondie.

„Tschuldigung, ist mir so aus der Hand gerutscht.“

Selbstzufrieden grinsend kam er auf mich zu, schnappte sich den Geier und brachte ihn an seinen ursprünglichen Platz zurück.

Ich lag noch außer Atem am Boden, hüstelte wie ein Asthmatiker bei der Flucht nach einem Banküberfall und tastete Brust und Gesicht nach Beschädigungen ab.

Als er die Trophäe abgestellt und sich im Sessel zurechtgerückt hatte, sagte ich keuchend: „Irre komisch, finden Sie nicht auch? Sie sollten noch etwas am Effet arbeiten“, stellte mich auf die unsicheren Beine, hob den Stuhl auf, setzte mich und zündete eine Zigarette an.

„Ich habe dir kleinem Faschisten ... “

Na, nun geht's wohl los. Jetzt wurde es selbst mir zu viel. Ich stand auf, steckte die Karos ein und ging zur Tür.

„Bringen Sie mich zurück.“

Die Luft hier ist auch nicht besser als in meiner Wohnung. Keine Minute länger würde ich in dieser kargen Stasiabsteige bleiben. Und da kann es noch so kuschelig warm sein.

„Halt, halt! Wir sind noch nicht fertig.“

„Wir vielleicht nicht, aber ich.“

„Möchten Sie noch Wasser?“

„Ja.“

„Zigaretten?“

„Ja.“

Scheiß Spiel. Ich setzte mich, nahm Wasser, diesmal ein größeres, ein Limo-Glas und eine weitere Schachtel Karo entgegen. Die Karos ließ ich sofort in der anderen Tasche meines Overalls verschwinden.

„Heißt Faschismus nicht Antidemokratie?“ Ich sah ihn an und trank ganz schnell mein Glas leer. „Von einem gestrauchelten Geheimen lasse ich mir doch nicht weiß machen, wir lebten hier in einer Demokratie. Bring mich zurück!“

„Oberleutnant Borrmann hatte Recht, du bist wirklich nur ein Haufen kümmerliche Scheiße“, sagte er sichtlich gezügelt. „Also gut, ich bringe dich zurück. Zuvor aber sprechen wir über meinen Vorschlag. Setz dich jetzt wieder.“

„Krümelig heißt das.“

„Bitte?“

„Krümelige Scheiße. Es heißt, du bist ein Haufen krüüüümelige Scheiße.“

Godzilla verdrehte die Augen zur Decke, dann wieder zu mir, lächelte mitleidig und schüttelte den massigen Kopf als klebe daran ein gedankliches Experiment von der Art, mir so mal nebenbei das Genick zu brechen, hartnäckig wie Kaugummi am Schuh. Ich glaube, jetzt tat ich ihm irgendwie leid. Der Mann wäre am Theater wirklich besser aufgehoben – als Platzanweiser.

„In Ordnung. Setz dich!“

Ich bewegte mich nicht.

„Bitte!“

Meine Brust schmerzte. Längst waren die vom Geier vererbten feinen Blutspritzer auf meiner heißen Wange getrocknet. Unentschlossen stand ich neben dem Stuhl und beobachtete den Vau-Nuller. Er saß ruhig in seinem roten Sessel, die Hände übereinander liegend auf dem Schreibtisch. Es sah nicht danach aus als lange er gleich nach etwas, was meine Gesundheit schädigen könnte. Also setzte ich mich.

„Sehr vernünftig. Kommen wir nun zum Wesentlichen. Wenn Sie die Verweigerung der Nahrungsaufnahme beenden, kann ich Ihnen folgendes vorschlagen: Während der nächsten zwei Wochen wird darüber entschieden, was mit Ihnen geschieht. Es ist so gut wie sicher, dass Sie in eine Erwachsenenanstalt verlegt werden. Sagt Ihnen das zu?“

„Mir Brust. Ich brauche eine Decke“, und zündete mir eine neue Karo an. „Mal angenommen, ich breche meinen Hungerstreik ab, was ich natürlich nie tun würde, aber mal angenommen – dann will ich auf Krankenstation. Sehen Sie mich an: Mein Körper ist ein einziger Pickel. Das sieht verdammt nach ärztlicher Fürsorge aus.

Für die Reparatur wünsche ich zarte Frauenhände. Blond und nicht zu mager soll sie sein, lange Beine und griffig große ...“

„Das reicht! Kann ich sonst noch was für Sie tun?“

„Einen strammen Arsch, riesige Titten, leckere ...“, sagte ich mit wachsender Leidenschaft.

„Schluss jetzt!“, und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

Ich schwöre, nur aus Angst vor einem Erdbeben steckte ich zurück.

„Ich komme Ihnen entgegen und verzichte auf die Frau. Aber die Decke brauche ich!“ Auf Blond stehe ich sowieso nicht.

„Vorschlag: Du setzt die Verweigerung der Nahrungsaufnahme für drei Tage aus und wirst, ich gebe dir mein Wort, in den nächsten drei Tagen von uns hören, wie wir weiter verfahren werden.“

„Meine Decke?“

„Genehmigt!“

An den folgenden Tagen verwöhnten sie mich morgens und abends mit Weißbrot. Und mittags servierten sie mir sogar eine

Schüssel randvoll mit Vanillesoße. Alles andere, hieß es, hätte mein Körper nach den Strapazen der letzten Tage nicht verkraftet.

Meine Decke hatte ich erhalten, doch vom Vau-Nuller hörte ich nichts mehr. Am Vormittag des dritten Tages nagten, sich zunehmend intensivierende, Selbstzweifel an mir. Fiebrig schlurfte ich durch meine Wohnung und schoss mich auf den Vau-Nuller, Borrmann und überhaupt alle ein.

„Schweine! Dreckschweine! Sauschweine! Misstschweine! Was gibt's noch?“

„Hundeschweine!“, kam es ungefragt mit lautem, blödem Lachen. Mein am Morgen eingezogener Nachbar amüsierte sich ohne Scheu.

„Hundeschweine! Nee, das ist albern. Die Hundeschweine nehme ich zurück! Säue! Elende Säue! Verdammte Säue!“

Und so weiter, und so weiter – bis das antiquierte Väterchen, jenes vom Abend des ersten Tages, Deckel und Zauntür öffnete. Wie jeden der letzten Tage folgte dem Schließer ein Kalf mit meiner Schüssel leckerer Vanillesoße und wartete, dass ich sie ihm abnahm. Ihr Duft bändigte mich, machte mir Appetit.

Das Fleisch ist schwach. Red nicht so einen Unsinn. Das hier ist Vanillesoße, kein Weib. Eben. Ich liebe Vanillesoße, und ich brauche das Päckchen! Aber du bist hart, dein Fleisch jung, gut abgeklopft und mit Streuseln verziert. Es fiel mir schwer, verdammt schwer, doch es musste sein.

„Ich setze meinen Hungerstreik fort!“

„Du bist ja nicht mehr ganz bei Trost“, sagte Großvater. Und zum Kalfaktor: „Komm! Der wird langsam plemplem.“

„Tröste, wen du willst! Mach aber das schieß Brett dicht!“

Nahm das denn nie ein Ende? Den Tränen nahe – nur nahe, schließlich wohnte wer nebenan – sank ich zu Boden und rollte mich ein.

Was tust du? Ich weiß, was ich tue. Und was? Leck mich! Was willst du? Wer will das schon wissen. Ich. Lass mich in Ruhe. Ja, was nun? Darüber denke ich nach, wenn ich darüber nachdenke.

Ich ruhte nur kurz, spürte die Kälte noch nicht an meinem Körper nagen, als mich Klausl und zwei seiner Getreuen aufscheuchten. Die

Grobiane klammerten sich an meinen Armen fest und lenkten mich wie einen aufmüpfigen Alten, der prinzipiell bei Rot die Straße quert, über den Hof. Und meine Hose war voll, quoll über. Nicht wirklich, aber viel fehlte nicht.

Erst nachdem ich ausgiebig mit warmem Wasser geduscht und statt des stinkenden Overalls in ein frisches, nicht mehr ganz weißes, bretthartes Nachthemd schlüpfte, war ich mir sicher, auf der Krankenstation angekommen zu sein. Es war ausgestanden. Vorbei. Doch reichte es nicht zu einem Freudentanz. Möglicherweise lag die Zeit der Einzelhaft hinter mir, wie aber entkam ich dem Nachschlag?

Nach über sechsmonatiger Abgeschiedenheit fiel es mir keineswegs leicht, einen Zellengenossen zu akzeptieren. Auf dessen Geschwätzigkeit einzugehen schon gar nicht. So glücklich ich war, der zermürbenden Unterwelt entronnen zu sein, so sehr vermisste ich deren Ruhe, die zu durchbrechen zum einschneidenden Nervenkitzel geriet. Also nahm ich sie mir und sah über das im Bett über mir, dessen Namen ich nicht kannte und nicht kennen wollte, hinweg, schluckte irgendwelche bunten Pillen, salbte mehrmals täglich meinen Body und vergrub mich ansonsten hinter einer Zeitung oder einem Buch.

## **Ende der Leseprobe aus dem Roman Wolter**

---

Mehr lesen auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)

# FECHTER

ROMAN

OLAF W. FICHTE

**Dieser Thriller beruht auf wahren Ereignissen.**

Copyright © 2025 by Olaf W. Fichte / Germany

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

# SPANIEN – IM JUNI

**S**eit Malaga kam ich recht gut voran. Ich ließ die alte Hafenstadt am Mittelmeer, ihren dichten Dunstschleier, der sich schwer auf mein sonniges Gemüt legte und mich nötigte, die Fenster hochzukurbeln; ihre verwaorsten Straßenkinder, die mir an jeder Ampel auflauerten und, nachdem sie mit einem mäßig feuchten Schwammstück einen Brei aus Insektenkadavern und Straßenstaub auf meiner Windschutzscheibe verteilten, der sich mit jeder Ampel zu einem immer undurchsichtiger werdenden feinen milchig weißen Film verdichtete, mir ungerührt mit ihrer widerlich aggressiven Bettelei auch noch den Rest zu geben versuchten; ihre bunt gekleideten Touristen, die sich ahnungslos gebend ihre Lungen voll gesunder Meeresluft pumpten, und auch den eleganten, jovialen Herrn, der rauchend an der Ecke stand, den Schnorrerkids Münzen zuwarf und sich köstlich amüsierte, wenn sie nicht herankamen, weil vor und hinter ihnen Fahrzeuge vorbeirauschten – all dies ließ ich hinter mir, schaltete kurz die Scheibenwischenanlage ein, öffnete die Fenster, gab kräftig Gas und genoss den ersehnten Fahrtwind. Endlich, endlich wieder frei.

Mein kleines rotes Auto gehorchte, ohne zu murren. Zügig trug es mich ins Bergland, durch Tunnel, vor denen ich trotz Hinweisschildern grundsätzlich vergaß, die Scheinwerfer einzuschalten, auf einen scheinbar endlosen Highway, der uns, mein surrendes Automobil und mich, geradewegs in den Norden führte. Es war einer dieser ordentlich heißen Sommertage, die zu einem anständigen spanischen Sommer gehörten wie halb nackte Mädchen, schweißtriefende Millionäre und verdorrte braungelbe Gräser an die Costa del Sol. Wer brauchte schon Grünzeug, wenn das Fleisch bereits im Sand schmort?



Trotz der unbarmherzig drückenden Hitze drosselte ich das Tempo und tuckerte mit 120 Stundenkilometern dahin.

Ich weiß, was Sie jetzt denken: Sie denken, ich sei ein klein wenig verrückt. Nein ... oder vielleicht doch. In diesen Augenblicken war ich vor allem verzückt. Vergessen waren Staub und Sonnenglut. Der vielfältige Reichtum dieser Landschaft hier oben zog mich in seinen Bann und versetzte mich in eine Art Lusttaumel. Er kam herab von den Bergen, schlängelte sich über saftig grüne Wiesen, Bäume und Sträucher, entlang in voller Reife stehender Felder; hin zum beruhigenden Flimmern der Straße und den winzigen Dörfern. Vereinzelt saßen alte Männer auf Obstkisten am Straßenrand, rauchten und schauten mir gleichmütig nach. Ich sah in ihre von harter Arbeit gezeichneten und der Witterung vieler Jahrzehnte zerfurchten, voller Weisheit offenen Gesichtern und hörte ihre Botschaft: Fahr weiter, Fremder. Halte nicht an. Hier findet kein Leben für Sechszwanzigjährige statt. Die Jungen fanden ihr Auskommen in der Stadt. Uns Alten bleibt die Arbeit auf dem Feld und das Land unserer Urväter, das uns eines Tages genommen wird, um Hotels wachsen zu lassen. Bleib nicht stehen, Fremder. Fahr weiter, immer weiter.

Ich war fasziniert, fühlte mich keineswegs als ungebetener Gast, gar als Eindringling oder teilnahmsloser Beobachter, sondern dazugehörig. Einmal erwischte ich mich mit einem bewundernden Lächeln auf den Lippen.

Es galt dem eisernen schwarzen Stier – hoch oben auf einer Anhöhe. Stolz und ausdrucksstark sah er zu mir herab, ohne bedrohlich zu wirken. Er wünschte mir eine gute Fahrt und ich dankte es ihm mit einem hochachtungsvollen Kopfnicken, begleitet von einer leichten Verneigung. Glanz und Erhabenheit – das nenne ich Stil.

Was sich mir bot, nahm ich mit. Alles sog ich auf, schwieg und kostete jede einzelne Sekunde aus. Bei so viel unverschämter Schönheit blieb mir keine Chance zur Gegenwehr. Und das war gut

so. Wer weiß schon, was morgen kommen wird. Vielleicht werde ich geblendet sein, wie ich es noch vor wenigen Stunden war.

**A**lles fing mit einem Anruf an. Geheimnisvoll – natürlich. Es lag ein paar Tage zurück. An einem Mittwochnachmittag vierzehn Uhr dreißig, um korrekt zu sein. Ich erinnere mich deshalb so genau daran, weil es meine Zeit ist, eine Zeitung zu nehmen und den Topf zu drücken. Nein, nicht nur mittwochs. Auch anderentags, wenn sich die Verdauung nach einer guten Mittagsmahlzeit beschleunigt. Jedenfalls klingelte das Telefon nach erfolgreicher Geschäftsabwicklung. Zum Glück, möchte ich sagen, denn ein paar Minuten früher ... Erleichtert zog ich meine Hosen hoch, angelte nach der Reißleine des Spülbehälters und machte mich eiligst davon. Schweiß bedeckte mein blasses Gesicht.

Mit der BILD-Zeitung vom letzten Samstag unterm Arm balancierte ich gemächlich um die am Morgen angelieferten Mehlsäcke durch die Backstube in Richtung des unaufhörlich bimmelnden Telefons. Ein nervtötendes Ding. Und mein Hemd wollte nicht in die Hose.

Im Verkaufsraum angelangt, bettete ich meinen Oberkörper neben die Registrierkasse mit Sammlerwert auf den Ladentisch, nahm den schwarzen Hörer des nur unwesentlich jüngeren Telefons und klemmte ihn zwischen Ohr und Schulter. Bevor ich mich meldete, zündete ich mir erst noch eine Zigarette an.

„Si?“ Mein Spanisch war nicht überragend, aber dieses Wort leierte ich gekonnt wie ein Einheimischer herunter.

Vom anderen Ende kam etwas, was ich nicht deuten konnte. Ich tippte auf einen Ausländer, der sich in einer Fremdsprache (vielleicht war es auch nur ein seltener Dialekt) übte, ohne dass er sich um Ausdruck und Betonung scherte. Ich ließ ihn sich quälen, inhalierte und blies den Rauch zur Decke.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich schließlich in allerfeinstem Hochdeutsch, und der Mann antwortete erleichtert: „Ja! Ist Herr Fechter über Sie zu erreichen?“

„Muss ich mal nachfragen“, und legte den Hörer geräuschvoll auf die Theke, drückte meine Zigarette auf einer Untertasse aus und nahm den Hörer wieder auf. „Ja, ist er. Was wollen Sie von ihm?“

„Darüber hätte ich gern mit ihm persönlich gesprochen.“

„Dann tun Sie's doch. Bin schon da.“

„Bleiben Sie bitte dran, ich verbinde Sie.“

Ein Knacken in der Leitung. Die Verglasung der Kühltheke zur Linken fing mein fragendes Minenspiel auf. Was, wenn ich es nicht bin?

„Hallo, spreche ich mit Herrn Fechter?“, forschte eine andere männliche Stimme nach wenigen Sekunden Funkstille.

„Und ich?“

„Herr Bernhard möchte Sie sprechen.“

Bernhard? Ich kannte niemanden, dessen Familienname andere Leute zum Rufnamen haben.

„Nur zu, Sie zahlen!“

„Er ruft Sie in zehn Minuten zurück.“

Ich legte auf und spurtete ein weiteres Mal auf den Lokus.

Und wie ich da so saß, die Ellbogen auf den Knien und den Kopf zwischen den Handflächen, fragte ich mich, ob ich nicht etwas Vernünftigeres zu tun habe, als auf einen merkwürdigen Anruf zu warten. Hatte ich nicht. Und dann war da auch noch meine Neugier und das unerklärliche Gefühl, auf eben diesen Anruf gewartet zu haben und womöglich eine einmalige Gelegenheit zu verpassen, nahm ich ihn nicht wahr. Also beeilte ich mich.

Als der Apparat von Neuem klingelte, stand ich bereits neben ihm. Ich war allein. Mittwochs war ich immer allein im Laden, denn mittwochs war Ruhetag – da blieb die Konditorei geschlossen. Das Geschäft gehörte Freunden. Dienstagabends rollte ich meinen Schlafsack auf dem Kachelboden im Verkaufsraum neben der Eingangstür aus und donnerstags in der Früh gegen drei wieder zusammen. Dann kam Ulli, der Chef, weckte mich und machte sich nach einer gemeinsamen Tasse Kaffee ans Brot backen. Eigentlich schaute ich nur vorbei, um mich herumtreibenden Strolchen, die dem überhandnehmenden Freizeitsport frönten, nach Geschäftsschluss in fremder Leute Kasse zu greifen, in den Weg zu werfen und ihr ehrgeiziges Vorhaben ein Stück weit zu versüßen.

Aber sie kamen nicht – und so langweilte ich mich die überwiegende Zeit.

Ich tat es nicht der Peseta, die mir Ulli heimlich zusteckte, sondern unserer Freundschaft wegen. Biggi, seine Frau, durfte von dem Geld nichts wissen. Knauserig war sie bestimmt nicht, nein, Biggi war krankhaft geizig. Insbesondere ihrem Mann und seinen Freunden gegenüber.

Entspannt zündete ich mir eine Zigarette an, trank einen Schluck Kaffee, nahm den Hörer ab und sagte: „Beerdigungsinstitut Himmelsfreud.“

„Grüß Gott, spreche ich ...“

„Nein, dem Herrn ist unpässlich.“

„Spreche ich mit Wolf Fechter?“

„Das wiederum kann ich bejahen. Worum geht es?“

„Können Sie auch Ernst sein?“, fragte er pikiert.

„Nein, aber Wolf. Und bei dem ist es eine Frage des Preises.“

„Na schön. Sie haben Kontakt zu unseren Freunden, wie mir Herr Spehr berichtete. Richtig?“

„Und weiter?“

„Wir sind interessiert. Fahren Sie ins Baskenland und halten Sie uns von da auf dem Laufenden. Wenn auch nur die aller kleinste Hoffnung besteht, tiefer in diese Kreise eindringen zu können, sind wir dabei. Nächste Woche lassen wir Ihnen sechshundert Mark für Ihre Aufwendungen zukommen. Sind Sie einverstanden?“

Genüsslich strich meine Zunge über die Lippen. Warum zögern? Ich liebte das Geräusch knisternden Papiergeldes. Allein die bloße Vorstellung daran brachte mich nah an eine Erektion. Natürlich nahm ich das Angebot an.

„Wir schicken es Montag oder Dienstag ab. Zeitgleich wird sich mein Kollege bei Ihnen melden. Mit ihm können Sie dann alles Weitere besprechen.“

„Aber nicht vor zweiundzwanzig Uhr dreißig.“

Das war wichtig, um ungestört sprechen zu können. Kurz nach 22 Uhr schloss die Konditorei. Wenig später entnahm Biggi die Tageseinnahmen der Kasse, brachte sie zur Bank und fuhr

anschließend heim. Ulli war um diese Zeit längst weg. Ich hatte einen eigenen Schlüssel, den Ulli anfertigen ließ, als ich zusagte, mittwochs seinen Laden zu hüten.

„Sie werden selbst rangehen, nehme ich an. Von uns spricht keiner die Sprache von da unten“, und legte auf.

Die Sprache von da unten? Welche wird das wohl sein?

Auf die Rückseite eines herumliegenden, von einem Kunden verschmähten Kassenbon schrieb ich: „Bin im Büro! W.“, und legte das Schnipsel ungefähr in die Mitte des Verkaufsraumes, auf die einzige schokoladenfarbene, inmitten fahlbraun glasierter Bodenfliesen aus gebranntem Ton.

Zur Feier des Tages genehmigte ich mir Kurzurlaub im MANICOMIO. Das Irrenhaus, wie es frei übersetzt hieß, lag keine fünfzig Meter von meinem Arbeitsplatz entfernt.

Pedro kam von der Toilette, rieb die Handflächen schnell und kräftig aneinander, als sei ihm ein ganz besonders guter Wurf gelungen und nickte mir beiläufig zu. Ich grüßte mit erhobenem Arm zurück, ging an drei älteren, Kaffee schlürfenden Männern vorbei seitlich um die Theke herum und nahm mir ein feuchtes Putztuch vom Spülbeckenrand.

Draußen befreite ich die Sitzfläche eines Stuhles vom Straßenstaub und setzte mich an einen der kreisrunden weißen Plastiktische, die Pedro jeden Morgen einladend vor dem Café am Straßenrand aufreichte. Nur geputzt hat er sie schon seit neun Jahren nicht mehr – aus Prinzip. Das Trinkgeld der Touristen sei zu mager, um auch noch die Putze zu spielen, sagte er mir einmal und verriet, unter der Bedingung, dass ich mich den Touristen gegenüber nicht verschwatze, wo ich ein ordentliches Putztuch fände. Sollte sich mal einer dieser Geizkragen bei ihm beschweren, was aber nur ganz, ganz selten vorkomme, dann entschuldigte sich Pedro für seine Angestellten, die er nicht hatte, weil er selbst der einzige Angestellte war, und gab ihm einen Lumpen, der bestimmt (dabei sah er verschmitzt lächelnd in die Ferne und tat so, als versuche er sich zu

erinnern) seit einem Jahr oder länger kein sauberes Wasser abbekommen habe. Reinigungsmittel sowieso noch nie. Viel zu teuer. Ich lehnte mich zurück und sah über die Hauptstraße durch die kleine Gasse, von deren Ende mir die grünbraune Eingangspforte der deutschen Konditorei, Ullis „Pasteleria Alemana“, zublinzelte. Er, Ulli, war es, der dem MANICOMIO den Beinamen „Wolfs Büro“ gab, weil ich mich nahezu täglich, gelegentlich auch mal vom Morgen bis zum Abend, darin oder davor aufhielt.

Mein Büro war ein typisches spanisches Café. Ein Original – und urgemütlich. Seine Lage ideal. Unmittelbar an der Hauptverkehrskreuzung des Ortes gelegen, wurde es hauptsächlich von Einheimischen frequentiert. Zur Zufriedenheit Pedros, kehrten nur selten Touristen ein. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, Touristen mieden mein Büro, weil es ihnen zu schmutzig sei. Mumpitz!

Vielleicht wegen der paar grünweißen Papiertütchen am Boden? Für mich ein Ausdruck andalusischer Lebensqualität. Ein MANICOMIO ohne die unzähligen leeren Zuckerportionstütchen auf dem Boden, wäre es nicht mein MANICOMIO, sondern eine dieser öden Eckkneipen. Außerdem schob Pedros Frau zwei Mal täglich einen breiten, weichen Besen um die Tische. Abgesehen davon blieb es jedem unbenommen, sich die Taschen voller Müll zu stopfen.

Na gut, ich gestehe ein, die Toilette war tatsächlich ein wenig daneben. Ich probierte sie aus. Nur ein Mal. Und dass lag auch schon einige Monate zurück. Gut, sie war eng. Dafür aber ohne beißenden, die Magenschleimhäute bis zum Würgereiz kitzelnden Desinfektionsgestank. Es roch mehr nach einer Abdeckerei, bei der seit Tagen Kühlsystem und Klimaanlage ausgefallen sind.

Und dreckig war sie auch nicht. Ich meine, es lag nichts herum, was eigentlich in den Topf gehörte. Und doch war mir, als bekäme ich eine schlimme Infektion, einhergehend mit offenen Entzündungen, eiterigen Abszessen und unerträglichen Qualen, streckte ich die Hand nur nach dem Papier. Hinter die eigenartigen Lichteffekte bin ich nie gekommen. Fenster oder Lampe gab es nicht. Das heißt, ein fünfzig Zentimeter breiter und zehn Zentimeter hoher Schlitz über der Tür sorgte für mäßige, aber ausreichende Helligkeit. Nicht zu

vergessen, dass an Orten wie diesem ohnehin mehr der Tastsinn gefordert ist.

Und dann waren da noch ein paar Fliegen, die rastlos umherschwirrten, sich an den Wänden niederließen und sie schwarz färbten. Vielleicht Hundert, vielleicht einige Tausende – was macht das schon, wenn eine Schmeißfliege genügt, einem zum Mörder werden zu lassen.

Beim Vorüberschlendern jedenfalls war von alldem absolut nichts wahrnehmbar.

Ich liebte dieses Café! Und es gab viele gute Gründe, weshalb ich mich ausgerechnet hier so ausgesprochen wohl und behaglich fühlte. Vier der Wichtigsten waren, dass es im MANICOMIO den besten Kaffee der Stadt, wohlschmeckende Paprikawurstchen und die leckersten Schweinsohren (Kunststück: die lieferte Ulli.) gab und mich niemand von oben herab wie einen unerwünschten Ausländer behandelte. Die Menschen waren zugänglich, freundlich, aufgeschlossen, ehrlich im Umgang mit Fremden und hielten ihre Versprechen. Nichts Aufgesetztes. Entsprechend höflich auch der Umgangston untereinander. Gründe genug, meinem Irrenhaus die Stange zu halten.

Da saß ich also in schönstem Sonnenschein am Straßenrand. Pedro eilte herbei und stellte ein Glas frisch gebrühten Kaffee mit Milch und Zucker vor mir auf den Tisch. Er brachte ihn, ohne gefragt zu haben. Und ich dankte ihm für seine Aufmerksamkeit – jedes Mal. Zeigte sie doch, dass ich zur Familie gehörte.

Bevor er wieder im Inneren verschwand, warf ich noch schnell einen Blick auf sein weißes Oberhemd. Auf beeindruckende Weise legte dessen Verschmutzungsgrad Zeugnis über die Intensität seines Tagesgeschäfts ab. Es war ein ruhiger Tag.

Seit nunmehr über vier Monaten, also seit dem Tag als ich in Estepona, einem Ort mit ländlichem Flair, in dem bodenständige Menschen leben, eintraf und im MANICOMIO meinen ersten Kaffee trank, begeisterte mich dieser Teil seiner Berufskleidung. Eigentlich



ging es mich überhaupt nichts an, auch verbarg sich kein tieferer Sinn dahinter – es erheiterte mich einfach nur.

Ganz anders der Bulle auf der Kreuzung vor mir. Von früh bis spät stand er bei über dreißig Grad im Schatten auf seinem der Sonne ausgelieferten kleinen rot-weißen Podest und ruderte mit den Armen, um mobilisierte Kleinstadtbewohner in ihrem Drang zu bändigen. Welche fantastischen Wasserspiele verbarg er wohl unter seiner Schirmmütze und der dunkelblauen Uniform? Manchmal gönnte er sich, so um die Mittagszeit, wenn die Glut ihren Höhepunkt erreichte, einen Kaffee im MANICOMIO und tat, wozu ich mich nur ein Mal überwand – er ging zur Toilette.

Ich bemitleidete ihn.

Doch nahm ich all das an diesem Tag nicht wirklich wahr. Ich sah es wohl, empfand jedoch weder Mitgefühl noch Freude an dem, was mich Ansprechendes umgab. Selbst den hinreißend schönen Frauenbeinen, für die es gewöhnlich unmöglich war, sich meinen ungalanten Blicken zu entziehen, vermochte ich nichts abzugewinnen. Und der Kaffee hatte einen bitteren Beigeschmack. Irgendwie war alles anders an diesem Tag. Dabei gedachte ich doch, meinen verheißungsvollen neuen Job zu begießen. Ich wollte feiern und glücklich sein. War ich noch ich selbst? Mir ging es doch gut. Ich fühlte mich ...

Es klingelte. Unablässig schrillten um mich herum Telefone. Aus unzähligen Hörern hörte ich die Stimme Bernhards. An jedem Apparat dasselbe. Bernhard, überall Bernhard. Ich verstand nicht, was er sprach. Was wollte er? Warum legte er nicht auf?

„Leg endlich auf, du nervst!“, sagte ich und war wohl eine Spur zu laut. Pedro, der mir einen weiteren Kaffee brachte, sah argwöhnisch zu mir herab, schüttelte zweimal kurz den Kopf, ohne dass sein pomadisiertes schwarzes Haar der kleinsten Schwingung ausgesetzt wurde, nahm das leere Glas vom Tisch und ging mit einem feinen Lächeln auf den Lippen zu dem reiferen Touristenpaar am übernächsten Tisch. Er sagte kein Wort. Jedenfalls nicht zu mir. War auch besser so.

Ich warf meinen Zigarettenstummel auf die Straße und zündete mir eine neue Zigarette an. Meine Gedanken mussten von dieser wackeligen Ebene runter.

Wenige Stunden nach meiner Ankunft im Februar wurde ich in diesem 20.000 Einwohner zählendem Städtchen an der südspanischen Mittelmeerküste zur Zielscheibe des Dorfklatsches. Vor allem an meinem sorgfältig ausgewählten Äußeren zogen sich die Schwätzer hoch. Mein kurz geschorenes Haar und den dichten, schwarzen, weich auf die Brust fallenden Vollbart ließen sie gerade noch durchgehen. Und meine schwarze Stoffmütze, von so manchem unzutreffend als Schlägerkappe abgewertet, meine schwarze Motorradliebblingslederjacke, die schwarze, hautenge Lederjeans und die, natürlich ebenfalls schwarzen, spiegelblank polierten, Springerstiefel erregten ohnedies nicht nur in Estepona und an der Costa del Sol Aufsehen. Ich drängte sie nicht, hinter mein einnehmendes Naturell zu steigen. Und doch beruhigten sich die Gemüter bald. Nach ein paar Tagen hatte es sich bis zu den Obertratschern herumgesprochen, dass ich nicht in ihr Paradies einfiel, um ihren Töchtern die Unschuld zu rauben, um ihre Söhne zu verprügeln und selbst bei Vollmond kein Neugeborenes vertilgte. Viele schlossen mich seitdem in ihr Herz. Nicht zu fest. Aber für eine Umarmung reichte es allemal. Geschäftsinhaber, so auch die meines MANICOMIO, räumten mir plötzlich das Privileg ein, zwischen Anfang Mai und Ende Oktober nicht die sich verdreifachenden Touristenpreise, sondern weiterhin die der Einheimischen zu zahlen. Und wenn ich mal nicht einschlafen konnte und nach dem Gong zur Polizeistunde in die eine oder andere Bar Einlass begehrte, genügte ein vereinbartes Klopfzeichen – gewissermaßen ein Sesam-öffne-dich für Insider. Selbstredend machte ich lebhaft Gebrauch davon. Auch wenn ich viele meiner neuen Freunde zunächst nicht kannte und die meisten, die ich nach und nach kennenlernen musste, nicht ausstehen konnte, war Bescheidenheit fehl am Platze. Schließlich machten sie mich doch zu einem von ihnen. Und, unter uns gesagt, ich war nicht abgeneigt, einer von ihnen zu sein.

So stand es also um mich. Eigentlich konnte ich nicht meckern. Wirklich nicht. Aber Bernhards Anruf warf mich schon ein klein wenig aus der Bahn. Ich leerte mein Glas, zahlte und ging wieder in die Konditorei. Weshalb gab Spehr den Inhalt unseres letzten Telefongesprächs weiter? Er kam mir sehr entgegen, aber nett war es nicht. Nicht dass mich Spehrs Verhalten in irgendeiner Weise belastete. Oh nein, ganz im Gegenteil. Ich wollte ihn anrufen, doch in München blieb es still. Bis kommenden Montag musste ich in Erfahrung gebracht haben, welcher Spezies Bernhard zuzuordnen war. Sicherlich hatte ich eine Vermutung. Doch eine Bestätigung Spehrs würde mir Klarheit verschaffen.

Die folgende Nacht verbrachte ich mal wieder bei Teresa, einer fünfunddreißigjährigen Spanierin. Ich nächtigte oft bei ihr und sparte so ein ganz hübsches Sümmchen Hotelkosten. Ich mochte sie recht gern. Vor allem ihrer Kontakte zu Personen, die mir beachtenswert erschienen, wegen. Sie war Kommunistin, blond und kannte jeden – und sei es ein noch so schräger Vogel. Entsprechend setzte sich die Kundschaft in ihrer Bierbar zusammen. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, diese Frau sei mit all jenen freundschaftlich verbunden, die ihr jemals über den Weg gelaufen sind. Wie ein Sperrmüllverwerter lud sie auf, was am Straßenrand herumlag. Streckenweise wurde mir richtiggehend unheimlich an ihrer Seite. Ob in ihrer Kneipe, beim abendlichen Spaziergang am Strand oder in der Disco – unaufhörlich begrüßte sie irgendwelche Leute.

In ihre Aura traten Exponenten so erlesener Kreise wie Drogenschmuggler, Polizisten, Schläger, Richter, Zuhälter: die Hautevolee eben.

Teresa war kein Cover-Girl. Bei Weitem nicht. Sie war viel mehr als das. Sie war eine hochintelligente, überaus interessante Frau. Eine beeindruckende Persönlichkeit, von welcher eine mir unerklärliche Magie, eine magnetische Kraft aus ging.

Einige Wochen nach dem Aufbau meiner Zweckverbindung mit ihr schnitt ich mir die geeignetsten Stücke aus ihrem Bekanntenkreis,

um über sie Kontakte zur ETA herzustellen. Ein reines Privatvergnügen.

Sie müssen nämlich wissen, ich hatte eine ausgesprochen abgrundtiefe Abneigung gegen Terroristen.

„Mit wem spreche ich?“

„Mit mir?“

„Wäre mir doch fast entgangen“, entgegnete sie frostig.

Merke: Flirte niemals mit einer Beamtin.

„Reiter.“

Ich hatte viele Namen. Der hier stand nicht auf der Geburtsurkunde.

„Einen Moment bitte!“

Anderthalb Tage nach Bernhards Anruf bekam ich Spehr vom bayerischen Landesamt für Verfassungsschutz an die Muschel. Nach dem unvermeidlichen Vorgeplänkel, bei dem wir wechselseitig nach dem Befinden des anderen forschten, um uns gleich darauf in bilderreichen Worten über die Witterungsverhältnisse in München und Estepona auszutauschen, fragte ich: „Ist Ihnen ein Herr Bernhard bekannt?“

„Der große Bruder.“ Spehr lachte kurz und laut. „Haben die sich bei Ihnen gemeldet?“

Vor einigen Jahren einigten wir uns auf die Synonyme großer Bruder für den Bundesnachrichtendienst und kleiner Bruder für den Verfassungsschutz. Es machte sich besser in der Öffentlichkeit – man kommunizierte ungezwungener. Überaus treffend waren sie zudem. Denn wie in vielen deutschen Familien, bestand auch zwischen diesen Brüdern keine ausgeprägte Geschwisterliebe.

„Ich vermutete es. Bernhard verschwieg seinen Stall.“

„Die Spanier zeigten auch Interesse. Doch offenbar war diesmal ausnahmsweise der große Bruder auf Zack. Ist auch nicht das Schlechteste. Ich habe ausführlich mit Bernhard gesprochen. Die wollen Sie für diesen Einsatz.“

„Hatte ich Sie um eine Vermittlung gebeten?“

Jetzt musste ich aber mal dick auftragen. Spehr sollte sich nicht in dem Gedanken, ich sei auf diesen Job angewiesen verfangen.

Ihnen kann ich es ja verraten: Angewiesen war ich wohl nicht, hatte ihn aber bitter nötig. Viel länger als geplant hielt ich mich nun schon in Spanien auf. Und mit jedem weiteren Monat reklamierte mein Geldbeutel vernehmlicher nach Ballast.

„Bringen Sie die Sache zu einem für alle Seiten akzeptablen Ende, Reiter. Dann sehen wir weiter. Haben Sie keine Sorge, wir kümmern uns auch weiterhin um Sie. Ah ja, und wenn Sie im Baskenland sind, rufen Sie mich bitte an. Pfüeti und viel Glück!“

Danke. Aber warum sollte ich anrufen? Spehr legte auf, noch bevor ich meine Frage zu Ende gedacht hatte.

Übers Wochenende ging ich wieder auf Tour, wie ich meine ausgedehnten Streifzüge durch Piano-Bars, Klubs und Diskotheken gern umschrieb. Tomas stand mir wie immer hilfreich zur Seite. Er öffnete mir Türen, die mir ansonsten verschlossen blieben. Davon gab es tatsächlich noch einige.

Tomas, ein vierundvierzigjähriger Franzose spanischer Abstammung, der in Zahnmedizin, Allgemeinmedizin und plastischer Chirurgie promovierte, verdankte ich, dass ich trotz meiner nicht eben unauffälligen Erscheinung zu jeder noch so versnobten Lokalität an der Costa del Sol ungehindert Zutritt erlangte. Obwohl es für meine kleine Geschichte nicht relevant ist, erwähne ich es dennoch. Schließlich kann nicht jeder von sich behaupten, einen Menschen mit drei Doktorwürden zum Freund zu haben.

Zu den Eigenarten meines kurzen dickbäuchigen Freundes gehörte, sich unaufgefordert neben dem Pianospieleler niederzulassen, die stets mitgeführte Gitarre zu ergreifen und in das angespielte Stück einzustimmen. Erstaunlicherweise gab es niemals Reibereien mit den Musikern oder dem Personal. Vielleicht, weil ihn der Klang seiner Musik in eine Art Trancezustand versetzte. Tomas spielte nicht einfach, er liebte. Jeder Ton entlockte ihm ein Lächeln, ließ ihn ein Stück weiter über sein Instrument sinken bis nur noch ein breiter Scheitel und eine zärtlich streichelnde Hand über den Saiten zu sehen war, so als wolle er eindringen, aufgehen, eins werden mit der Musik. Vermutlich aber lag es vor allem daran, dass er ein

erstklassiger Gitarrist war. Denn Tomas studierte auch Musik – am Lyoner Konservatorium.

Anders als Teresa bevorzugte Tomas eine eher gediegenere Klientel, was mit meinen Interessen durchaus konform lief. Wenn auch eine äußerliche Trennung von meinem neuen Arbeitsgebiet nicht opportun war, so musste ich doch auf einen ausgewogenen inneren Ausgleich achten.

Als mein Brummschädel und ich am Montagmittag in die Konditorei schauten, war Biggi mit dem Reinigen des Verkaufsraumes beschäftigt. Ich wechselte nur wenige Worte mit ihr. Genau genommen murmelte ich einen verstümmelten Morgengruß und erholte mich beim Blick auf ihr wohlgeformtes Hinterteil. Gott, hatte die einen Arsch! Eine Frechheit, wie der beim Boden wischen zur Geltung kam. Zwar mochte ich sie nicht sonderlich leiden, konnte mir aber nur selten diesen oder jenen Hingucker verkneifen. Biggi war eine ebenso gutaussehende wie gut gebaute zweiunddreißigjährige Blondine. Die Schale konnte nicht leckerer sein, doch das Früchtchen faulte von innen her.

Während ihr Mann von morgens 3 Uhr bis abends 20 Uhr schuftete, schwitzte und seinem Körper die letzten Reserven abforderte, fand sie sich irgendwann im Laufe des Tages ein, trank Kaffee, unterhielt sich mit Kunden und verschwand nach einiger Zeit wieder, um sich am Strand von Sonne, Wasser, Wind und hübschen Jungs verwöhnen zu lassen. Für den Verkauf zeichnete derweil eine spanische Angestellte verantwortlich.

Mit einem ihrer Schönlinge setzte ich mich vor etwa drei Wochen auf der Toilette einer Bar im Jachthafen über Etikette und gutes Benehmen auseinander.

Seither hat sie einen Neuen.

Ulli wusste vom Treiben seiner Frau und sah darüber hinweg. So groß und bullig der Kerl, so groß auch sein Herz.

„Noch fünf Jahre, dann muss der Laden ohne mich brummen“, lautete seine Standardreaktion, schnitt ich das Thema an. Was er meinte, war: Die Konditorei in den nächsten fünf Jahren so weit in

Schwung zu bringen, dass er sich zufrieden über das, was er geschaffen hatte, sorgenlos zur Ruhe setzen und einem anderen die Plagerei überlassen könne. Mir aber entging das Rumoren, das er an sieben Tagen die Woche über einen Siebzehnstudentag zu kompensieren suchte, nicht.

Kennen lernte ich die beiden eher zufällig auf einem Zwischenstopp meiner Reise nach El Salvador, von wo mir ein recht einträglicher Job angeboten wurde.

Achtunddreißig Stunden zuvor brach ich in Nürnberg auf und hatte mehr als zweieinhalbtausend Kilometer hinter mich gebracht. Meine Fahrt unterbrach ich bis Estepona nur ein Mal – für drei Stunden. Unter Zeitdruck stand ich eigentlich nicht. Den Druck machte ich mir wie üblich selbst.

Einigermaßen gut gerädert und hundsmüde strebte ich meine Wiederbelebung über ein paar Tässchen Kaffee an. Es war sieben Uhr am Morgen, als ich auf der Suche nach dem Elixier durch Estepona torkelte.

Für die letzten knapp sechzig Kilometer musste ich fit sein, denn ich plante, in La Linea mein kleines rotes Auto bestmöglich zu verschern und die nächste Maschine von Gibraltar nach Großbritannien zu nehmen. Von da sollte es dann weiter nach El Salvador gehen. Den kleinen Umweg nahm ich gerne auf mich.

In La Linea, hatte ich in Erfahrung gebracht, bekäme ich fast das Doppelte dessen, was mir die Händler in Deutschland für meinen Wagen boten. Na gut, dabei würde es nicht ganz mit rechten Dingen zugehen. Aber was kümmerte mich das. Daneben sparte ich auch noch bei den Flugkosten, weil die Briten Passagen von Gibraltar nach London als Inlandsflüge abrechneten. War doch auch nicht zu verachten.

Nichts ahnend taumelte ich in das Café mit dem köstlichsten Muntermacher weit und breit. Von meinem Tisch, in der Nähe des Seiteneingangs, sah ich durch die offenstehende Tür in eine schmale Einbahnstraße.

Doch schon nach fünfzig Metern schob sich ein Ungetüm in die Gasse und versperrte mir den Blick auf alles dahinter Liegende. Unnachgiebig wie ein geschliffener Fels in der Brandung nötigte es Mensch und Maschine, ihm auszuweichen. Entweder neunzig Grad scharf nach links in eine Seitengasse oder in einem Bogen rechts um es herum. Beleidigt erhob ich mich, um den Tisch zu wechseln, als das Schild über dem Eingang des Gebäudes meine Neugier weckte. Ein weißes, offenbar recht neues Schild mit einer warmen, künstlerisch leicht geschwungenen, tiefschwarzen Schrift – wenige Zentimeter oberhalb des Sturzes angebracht. Ein sehr ansprechendes, pieksauberer Schild und irgendwie gar nicht spanisch.

Ich setzte mich und visierte das drei mal drei Meter große Objekt an. Meine Augen schmerzten, verlangten nach Ruhe, etwas Schlaf vielleicht. Doch ich blieb unerbittlich und schob den Kopf nach vorn, als ob ich dadurch wesentlich näher herankäme.

„Muss ich extra aufstehen? So weit kommt's noch, dass ich wegen des saudummen Dings meinen Kaffee vernachlässige“, brummelte ich, wandte mich ab, zündete mit zittrigen Fingern eine Zigarette an, bestellte den nächsten Kaffee, stand auf und ging zur Tür. Jetzt wollte ich es wissen. Ich verengte meine tränenden Augen zu schmalen Schlitzern und starrte verbissen hinüber. „Pasteleria Alemana“, las ich mir laut vor. „Wusste ich doch gleich, dass da was draufsteht, das kein Aas versteht“, und ging zur Toilette.

Ab und zu führe ich Selbstgespräche oder Monologe – je nachdem. Dafür singe ich nicht in der Badewanne.

Nach dem vierten Glas Kaffee besann sich mein Hirn seiner Bestimmung und signalisierte sogleich, dass Alemana irgendetwas mit Deutsch zu tun haben müsse. Wohl, weil ich dahinter eine Anlehnung an das französische Wort für Deutsch vermutete. Kurz entschlossen zahlte ich, ging nach drüben und klopfte an. Die Tür blieb verschlossen. Eine schmale, in der Mitte geteilte, beide Flügel zu öffnende Tür, wie ich sie in dieser Gegend häufig an kleinen Geschäften in älteren Bauten, auch im MANICOMIO, antraf. Ich trat



zwei Schritte zurück und suchte die Fassade nach einem Fenster ab, fand aber keines, das sich dem Laden zuordnen ließ.

Also klopfte ich nochmals, diesmal kräftiger gegen das Holz, von dem sich grünbraune Farbblättchen lösten und ein darunter liegendes schmutziges, dunkles Braun sichtbar machten. Die Oberfläche erinnerte mich ein wenig an einen missratenen Käsekuchen, dessen goldbraune Deckschicht im Backofen Blasen aufwirft, bis sie nacheinander zerplatzen und die aufgedröselten Ränder unappetitlich verbrennen, wodurch er noch verlockender wurde – und schmackhaft blieb er sowieso.

Sie meinen, der Vergleich hinkt? Na, wenn schon. Mir war so.

Flugs zog ich meinen Arm zurück. Mit einem unerwartet heftigen Ruck öffnete sich der linke Flügel nach innen.

„Cerrado!“, fauchte mich ein rotgesichtiges, grimmig blickendes, hünenhaftes Muskelpaket an.

„Nicht möglich. Heißt das, ich muss mir die Knöchel nicht blutig schlagen, wenn geöffnet ist?“

Der blonde Teddy lachte. Ein tiefes, donnerndes Lachen. Die Augen vergruben sich im Gesicht.

Schon besser. Böse Blicke standen ihm nicht. Dieser Mann wirkte über seine Statur. Alberne Grimassen hatte er nicht nötig. Die sind was für Schwächlinge, nicht für einen Rammbock.

Sein wuchtiger Schädel neigte sich der linken Schulter zu, was ich natürlich sofort als Einladung interpretierte. Ich zwängte mich durch die schmale Öffnung an ihm vorbei und stand im Duster.

Nur ein kleines vergittertes Fenster, mehr ein Bullauge, nur eckig, weit oben in der rechten Außenwand, ließ gnädig einen kümmerlichen Streifen Tageslicht lustlos durch den zwanzig Quadratmeter großen Raum tänzeln. Er reichte gerade noch, um nicht über die beiden in rechtem Winkel aufgestellten gläsernen Kühltheken zu stolpern.

Es roch nach Schokolade und Mandeln und Butter und ... ich strich mit dem Handrücken über den Mund. Aber da war nichts, was herauslief. Weihnachten im Februar. Konditor müsste man sein. Blondie schloss die Tür ab und ich folgte ihm links hinter der Kühltheke entlang bis zum Ende des Verkaufsraumes. Als er die

weiße Pendeltür aufwarf, holte ich tief Luft und presste die Augen fest zusammen. Das grelle Licht aus seiner Backstube versetzte meinen Augen einen schmerzhaften Schlag.

Nach drei Minuten hatte ich mich so weit aufgerappelt, dass ich Blondie nach seinem Namen, einer Tasse Kaffee und einem Aschenbecher fragen konnte – und schielte ganz beiläufig auf das Kuchenblech in seinen Händen. Er musste das Strahlen meiner Augen, gegen das sich leuchtende Kinderaugen wie ein flackerndes Feuerzeugflämmchen in einem ausverkauften Fußballstadion ausnahmen, gesehen haben.

Ulli bot mir einen Platz gegenüber dem elektrischen Etagenofen auf der Kühltruhe an. Ein angenehmes Gefühl bei den Treibhaustemperaturen seines Arbeitsplatzes. Ich fragte ihn, ob man um die Mittagszeit, wenn die dreißig bis vierzig Grad von draußen hinkämen, in seiner Backstube so richtig schön saunen könne – gemischt, versteht sich. Er stellte zwei Tassen Kaffee neben mich auf die Kühltruhe und sagte Ja, als sei es die natürlichste Sache von der Welt.

Während ich auf der Kühltruhe saß und mich mit Ulli unterhielt, zwischendurch zwei weitere Kaffees trank und reichlich frischen, noch warmen Pflaumenkuchen mit dicken Butterstreuseln und reichlich Zucker darauf in mich stopfte, entschloss ich spontan, zwei oder drei Wochen zu bleiben. Ulli war ein viel zu netter Kerl und sein Kuchen viel zu vorzüglich, um gleich wieder darauf verzichten zu können. Und sein Kaffee war auch nicht der Schlechteste.

Nach ungefähr einer Stunde, ich saß noch immer auf dem schwarzen Deckel der Kühltruhe und lehnte an der von Kondenswasser feuchten Wand, tauschten wir Sympathiebekundungen aus. Wortlos glitten sie von einem zum anderen.

Im Verlauf der folgenden Wochen entwickelte sich zwischen uns eine von Tag zu Tag fester werdende Freundschaft. Es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht miteinander sprachen oder herumblödelten. Etwa bei der Aufführung unseres imaginären Indianertanzes.

Ulli legte eine meiner ZZ Top-Kassetten in den Rekorder und schon wirbelte der Mehlstaub: Die Oberkörper seitlich, nach vorn und hinten wippend, die Arme nach allen Seiten werfend und dabei unaufhörlich mit den Füßen trampelnd, hüpften wir um die Teigknetmaschine und stimmten in einen Gesang unartikulierter Laute. Es kam auch vor, dass uns Kundschaft durch einen Spalt, der nicht gänzlich geschlossenen Pendeltür beobachtete und nach unserer Einlage stürmisch applaudierten. Und ich kam mir dabei überhaupt nicht blöd vor. Ulli übrigens auch nicht.

Bevor ich über einen der verschlungenen Pfade des Lebens wandelte, tasteten meine feurig braunen Augen über Biggis weißberockten Po. Natürlich tasteten sie nicht. Sie klebten an ihm und ich hatte große Mühe, sie zu lösen, um sie auf etwas gewöhnlicheres zu richten – ein Frühstück nämlich, das ich mir auch gleich aus der Backstube holte. Doch kaum hatte ich mich erneut in Position gebracht und meinen lüsternen Blick auf sie gerichtet, klingelte das Telefon. Mit einer Prise zu viel Schwung kam sie geschmeidig auf die Beine.

Ihre linke Brust purzelte aus der ein paar Knöpfe zu weit offenstehender, enganliegender weißer Bluse. Ich hielt im Kauen inne, trank einen Schluck Milch und sah, forschend und unbeteiligt zugleich, ins Glas.

Nervös am Stoff zupfend ging sie um den Verkaufstresen herum zum Telefon und nahm den Hörer ab, um ihn gleich darauf am ausgestreckten Arm mir entgegenzuhalten. Sie sagte nichts, sah mich nicht an.

Lustlos stieß ich mich von der Pendeltür ab, trat hinter sie, ergriff den Hörer und klemmte ihn zwischen Schulter und Ohr. Noch einmal biss ich von meinem Schweinsohr ab und schmatzte dann irgendetwas Unverständliches in die Muschel.

„Herr Fechter?“

„Hm.“

„Mein Name ist Martin Seiler. Herr Bernhard hatte Sie bereits über meinen Anruf informiert?“

„Hm.“

„Morgen werde ich Ihnen telegrafisch sechshundert Mark überweisen. Brauchen Sie mehr, lassen Sie es mich bitte umgehend wissen. Hier meine Nummer. Haben Sie Stift und Papier zur Hand?“

„Hm.“

„Null, acht, zwei, fünf, null ist die Vorwahl. Dann: Sieben, null, drei, zwei. Die Einwahl von Spanien aus, die haben Sie sicher. Unter dieser Nummer erreichen sie mich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Melden Sie sich sofort, wenn Sie oben angekommen sind. Besteht auch nur die aller kleinste Hoffnung, in diese Kreise tiefer einzudringen, müssen wir uns umgehend zusammensetzen. Derzeit ist noch offen, ob ich zu Ihnen komme, Sie nach Deutschland kommen müssten oder ob wir uns in einem Drittland treffen. Vorab werden wir aber schon mal prüfen, ob in Deutschland etwas gegen Sie vorliegt. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?“

„Hm.“

„Schön. Dann also bis demnächst.“

„Hm.“

Und was war jetzt das? Meine Gedanken waren ganz woanders. Ich legte auf und pflegte noch ein Weilchen die Erinnerung an Biggis Ausrutscher. Man, das war doch mal was an einem verkaterten Montag.

Was glaubte dieser Seiler, wer ich bin? Herr Oberstudienrat? Selbstverständlich hatte ich weder Papier noch Stift zur Hand – ich frühstückte. Meine Hände waren beschäftigt, wie auch meine Augen reizvollerem folgten. Und in meiner Hose herrschte gespannte Unruhe. Die Telefonnummer merkte ich mir und notierte sie am Abend, nachdem sich meine Bewusstseinstrübungen weitestgehend aufgelöst und ich Sorbete angerufen hatte, um ihm zu sagen, dass ich gegen Ende der Woche bei ihm vorbeischauen würde. Er freute sich schon, sagte er. Und dabei kannte er mich genauso wenig, wie ich ihn kannte. Aber trotzdem nett von ihm.

Meine gute Teresa brachte uns zusammen, als ich sie um die Vermittlung eines Jobs bat und ganz nebenbei meine Sympathien für die ETA erwähnte.

Vier Tage danach kam sie freudestrahlend ins MANICOMIO und überreichte mir, feierlich mit einem sabbernden Küsschen auf die Wange, eine leere Packung Fortuna. Auf die Innenseite der Zigarettenschachtel hatte sie mit ungespritztem Bleistift eine Telefonnummer gekritzelt. Es sei genau das, wonach ich suchte, sagte sie, und drückte mir gleich noch einen ihrer rüdigen Schmatzer auf die Wange. Sorbete wisse Bescheid. Und einen wie mich könne man immer gebrauchen. Ich solle ihn anrufen und alles Weitere mit ihm besprechen. Teresa lächelte verliebt und wartete womöglich auf Zärtlichkeiten. Ihr abgestandener Atem bewahrte mich noch rechtzeitig vor einer unüberlegten Wiederholung einer unerfreulichen Erfahrung. Doch empfand auch ich Freude. War es doch der Erste greifbare Erfolg.

Dank Teresa verschob ich meine Reise nach El Salvador ein weiteres Mal und widmete mich stattdessen der spanischen Terroristen.

Das Postamt von Estepona war am malerischen Paseo parterre in einem hässlich, schmutzig grauen, ganz und gar nicht in die Umgebung passenden zehnstöckigen Betonklotz ohne erkennbaren Außenanstrich untergebracht. Keine fünf Meter vom Strand entfernt. Ein Mäuerchen, hinter dem sich die lose Anhäufung kleiner quarzhaltiger Mineralkörner und allerlei halb nackte Menschen ausbreiteten, begrenzte den Paseo, die beliebte Flaniermeile, auf der einen Seite. Auf der anderen, der Stadt zugeneigten, wuchsen prächtige, Schatten spendende Palmen empor dem wolkenlosen blauen Himmel, Bänke luden angespannte Voyeure zum Verweilen ein und Wasserspender sorgten für die in diesen Monaten heiß begehrte Erfrischung.

Zwei Tage nach Seilers Ankündigung erkundigte ich mich nach der telegrafischen Überweisung. Hinter dem längsseits durch das schmucklose Postamt gezogene Holzbrett boten sich drei junge Männer zwei Kundinnen an. Sie machten ihre Sache auch ohne Glasabtrennungen und Ärmelschoner ganz gut, wie mir schien. Ich trat an den hinteren gestriegelten Jüngling heran und bat ihn, nach meinem Geldtelegramm zu sehen. Er beugte sich zur Seite, äugte

umständlich unter das Holzbrett und schob seine Hände nach. Zuvorkommend lächelnd bejahte er kurz darauf meine Frage, weigerte sich aber zugleich, mir das Geld auszubezahlen. Mein Gesicht sei nicht zu erkennen, bemängelte er.

Wie ungeschickt und kleinlich Postbedienstete manchmal sein können. Bin ich etwa gegen einen Bus gerannt? Mitnichten. Dieser Mensch stieß sich an meinem naturbelassenen Haarkleid. Offenbar beeindruckte ihn die unschuldige Nacktheit auf dem Foto meines Reisepasses, den ich ihm mit meiner Bitte überreicht hatte.

Da stand ich nun mit meinem wild wuchernden Gesichtspelz und einem begrenzten Vorrat an Geduld. Sicher, oberflächlich betrachtet war die Ähnlichkeit zwischen dem Foto und mir gleich null. Doch deswegen rasieren? Ohne Krümfänger bekäme ich möglicherweise mein Geld, zweifellos aber keinen Fußbreit auf das Terrain meiner Zielgruppe. Umsichtig eingesetzte Äußerlichkeiten öffneten so manch verriegeltes Tor.

Keine Frage, die Matte blieb dran.

Honigsüß lächelnd bot ich ihm, um Harmonie bemüht, einen direkten Vergleich mit dem bebarteten Konterfei meines Führerscheinfotos an. Stur lehnte er ab. Nun hielt ich es für meine vornehme Pflicht, ihn darauf hinzuweisen, dass ich Willens, in der Lage und in der Verfassung sei, ihm wehzutun, wenn er nicht augenblicklich seine Haltung ändere. Er änderte: Streckte sich, trat drei Schritte zurück, schüttelte verneinend den Kopf und sah Hilfe suchend nach allen Seiten. Längst hatten seine beiden Kollegen bemerkt, dass zwischen uns die Luft brannte, ließen sich aber von ihrem Tun nicht abhalten – bis auf einen.

Er kam aus dem durch von der Decke zum Boden fließenden Milchglas abgetrennten, rückwärtigen Raum fragend auf mich zu: „Kann ich dir helfen, Wolfi?“, und trat an den Tresen.

Wie kam er dazu, mich Wolfi zu nennen? Weil es alle taten? Wolfi! Wie abartig. Ich, der verniedlichte Wolf.

Irgendein Hirsch, aus vermutlich zarten Kindheitstagen, fing damit an. Und durch geheimnisvolle Kanäle sprach es sich weltweit

herum. Seit ich denken kann, nennt mich jeder Trottel Wolfi. So als stünde es mir auf die Stirn tätowiert. Gefragt, und sei es nur aus Höflichkeit oder Neugier, wurde ich jedenfalls nie. Warum eigentlich Wolfi und nicht Wölfchen?

Ich erläuterte dem Herbeigeeilten den Sachverhalt in knappen emotionslosen Sätzen, woraufhin er seinem schmollenden Untergebenen anwies: „Zahl ihm das Geld aus! Er ist hier persönlich bekannt.“

Ich quittierte ihm die Entgegennahme von 40.610 Peseten, faltete das Bündel Scheine und stopfte es in die rechte Hosentasche. Nicht eine Sekunde ließ ich die beiden aus den Augen. Das Klimpergeld nahm ich in die Hand, nickte meinem Fürsprecher zu und machte mich mit großen Schritten davon. Keiner dieser Geier sollte noch einmal über meinen Lohn richten dürfen.

Auch wenn er mich mit Wolfi ansprach, sah ich ihn doch nie zuvor. Einer alzheimerte. Ich hieß nicht Einer.

Rossmann hieß mein anonymer Wohltäter – der Kassenwart oder der Laufbursche. Wie auch immer: Entspannt vor meinem Büro sitzend, die Beine locker übereinandergeschlagen, eine gute Zigarette lässig zwischen den Lippen und ein kräftiges Käffchen in der Hand, las ich den vor mir auf dem Tisch liegenden Beleg des Geldtelegramms. Soso, ein Herr Rossmann hatte also am Vortag den Betrag am Münchner Flughafen eingezahlt und aufgegeben. Mehr war dem Streifen nicht zu entnehmen. Wie spannend. Mein guter Rossmann würde von nun ab hoffentlich öfter den Weg zur Post im Münchner Airport finden.

Verträumt legte ich den Kopf in den Nacken – kein Wölkchen am Firmament.

**W**ie alles begann, wissen Sie nun. Blicke noch zu erwähnen, dass ich mich tags darauf von Ulli verabschiedete, es mir um die Mittagszeit in meinem kleinen roten Ford bequem machte und in nördliche Richtung losbrauste.

Womit wir an der Stelle wären, an welcher ich Ihnen begegnete. Natürlich nicht an exakt derselben. Wie Sie sich erinnern, war ich ein ganz klein wenig in Eile.

Meine Route führte mich vorbei an den verwitterten, vorgeblich unüberwindbaren Mauern des berühmten Madrider Gefängnisses. Kletterndes Grün bahnte sich den Weg hinauf. Putz bröckelte. Um seinen Ruf musste sich niemand sorgen – der ging ihm voraus. Nach allem, was man sich über diesen Knast erzählte, wünschte ich keinem eine längere Verweildauer als drei Minuten darin.

Ein Bett musste sich kaufen, wer den Luxus suchte. Gegen Cash, von Mitgefangenen. Handverlesene erledigten einfache Küchenarbeiten und das Fegen des Gefängnishofes. Die Mehrheit der Insassen musste sich nicht mit der Hoffnung auf Ablenkung durch Arbeit belasten. Auf andere Gesellschaftsspiele dagegen schon. Da gab es die, die ihren Überschuss an ungenutzten Energien über wohldosierte Aggressionsentladungen abbauten. Andere unterwarfen sich der schleichenden Verblödung. Dafür war reichlich Zeit. Brauchte sich keiner beeilen. So was kommt von allein, kostet nichts und ist schmerzlos. Mir gegenüber behauptete Mal einer, er habe da drinnen dem Tod ins Auge gesehen. Geradezu unanständig maßlos übertrieben: Es kann nicht leben, wer den Tod gesehen.

Angeblich rechtfertigten es die örtlichen Besonderheiten, dass die deutsche Justiz für jeden in Spanien abgesessenen Monat gleich zwei anrechnete. Kein Spaß! Ein echtes Schnäppchen für jene, die in Spanien eingelocht und einige Monate später nach Deutschland



abgeschoben wurden. Knast zum Spartarif. Nicht Meilen, Knasttage galt es zu sammeln.

Über Burgos und Vitoria erreichte ich kurz vor 3 Uhr San Sebastián. Unbehagen breitete sich in der Magengegend aus. Nicht übermäßig viel, aber doch ausreichend, um ein wachsames Auge in die Dunkelheit zu platzieren. In dieser Gegend galt es bis vor Kurzem noch als Chic, Fahrzeuge mit deutschen Kennzeichen abzufackeln. Natürlich war das Geschichte. Aber mulmig war mir doch ein bisschen. Gibt es nicht zu allen Zeiten fanatische Anhänger des Gestrigen? Und wer weiß schon, was gerade In ist.

San Sebastián schlief. Den Hinweisschildern nach Zumaia folgend, fuhr ich durch nahezu menschenleere Straßen. Zwei dunkle Gestalten besprühten eine Natursteinmauer mit dicken mehrfarbigen ETA-Parolen. Im Schritttempo glitt ein Polizeifahrzeug an ihnen vorüber. Die beiden Straßenkünstler brachte das nicht aus der Ruhe. Ihr Augenmerk galt einzig dem Graffito. Unter den enganliegenden, olivgrünen Militärjacken zeichneten sich schmale Konturen ihrer Rücken ab.

Langsam rollten die forschen Ordnungshüter an ihnen vorüber und bogen rechts in eine gut ausgeleuchtete Seitenstraße.

Plötzlich erfasste mich ein grelles Licht. Ein Fahrzeug hatte sich mir unbemerkt von hinten genähert, das Fernlicht aufgeblendet und Kurs auf meine Stoßstange genommen. Warum überholte er nicht? Hatte er etwas gegen gut ausgebaute vierspurige Straßen? Oder zog ihn die unbedeutende Kleinigkeit meines Kennzeichens an? Unbedeutend? Kleinigkeit? Musste das sein. Schleicht sich von hinten ran. Wie feige!

Mein kleines rotes Auto habe ich bar bezahlt, der Aschenbecher ist nicht mal halb voll, es ist spät und ich sollte eigentlich müde sein. Da wird nicht gezündelt – nicht heute, ihr Spinner. Ich gab Gas. Preschte links am Polizeiwagen vorbei, lachte laut, bremste, schaltete in den zweiten Gang runter, rutschte rechts in eine Nebenstraße und drosselte mein Tempo. Die Polizei hielt Spur und

Geschwindigkeit bei. Jetzt nur nicht die Orientierung verlieren. Das Licht folgte – holte auf. „Tritt drauf, Student!“, rief ich und lachte noch lauter. Der Wagen kam näher. „Mach mir Angst, Spaßmensch! HUUUU!“ Ich fühlte mich hervorragend. „Ein Opel also! Gab wohl keine Autos?!“, und lachte und lachte. Wieder trat ich das Pedal durch, bog links ab, kurz darauf noch mal. Stramm, stramm! Zwanzig Meter vor mir eine Ampel. Sie sprang auf Rot. Rot? Könnte ja jeder kommen. Beschleunigen, abbremsten, runterschalten, rechts auf die Hauptstraße, hochschalten und orientieren. Da war ich wieder. Das aufdringliche Licht verlor sich irgendwo weit hinten in der Dunkelheit. „Arbeitsscheue, charakterlose Windmüller! Pfui!“ Gerade als es anfang, richtig Spaß zu machen, kneift der Langweiler. Ob sich mehrere Personen im Opel befanden, konnte ich nicht erkennen.

Ich tat einfach so, als hinge er noch an mir dran: Radio an, Fenster auf ... und Bleifuß. Es war kühl. Sehr viel kühler als an meiner Costa del Sol. Aber nicht unangenehm. Die Brise trug den Geruch des Atlantiks mit sich. Ich riss meinen Mund auf und atmete tief ein. Wer fährt straff-sportlich durchs Baskenland? Moi!

Dreißig Minuten gepflegter Temporausch – und schwupp fand ich mich in Zumaia ein. Auch dieses Städtchen döste vor sich hin. Ich erspähte einen einsamen Passanten, hielt am Bordstein und stieg aus. Doch kaum hatte ich die Wagentür zugeschlagen, machte der andere einen Satz und fegte davon als sei ich hinter seinem Skalp her. Mit gerunzelter Stirn verharrte ich und sah dem nächtlichen Jogger nach. Augenblicke später wirbelte er in einen Hauseingang. Er ging schlafen – und ich? Ich wollte mich nur nach einem weichen Hotelbett erkundigen.

Auf meiner Suche nach einem Schlafplatz überholten mich plötzlich fünf Land Rover der Guardia Civil mit weit überhöhter Geschwindigkeit. Irgendetwas sagte mir, ihrem rotierenden Blaulicht zu folgen. Doch die Auskunft war falsch. Es führte mich weder in die Nähe eines Hotels noch auf die Spur huschender Nachteulen.

Am Ortsausgang angekommen, parkte ich auf einer unbefestigten Freifläche neben der Straße. Einige Minuten sah ich noch auf den Atlantik hinaus. Ich suchte nicht das Schwärmerische, und abenteuerte auch nicht. Danach stand mir wahrlich nicht der Sinn. Schläfrig schaute ich in die Ferne, lauschte der besänftigend rauschenden Brandung und leerte meinen Kopf. Entspannt legte ich die Füße auf den Beifahrersitz und schlief erholsame sechs Stunden. Nachdem ich mir am Morgen auf der Toilette eines Cafés die Nacht aus dem Gesicht gewaschen hatte, stärkte ich mich bei einem ebenso guten wie reichlichen Frühstück, bestehend aus Milchkaffee und sieben verschiedenen Kuchenteilchen.

Mein Hemd roch nach den Aktivitäten des vergangenen Tages. Für gewöhnlich wusch ich Hemd, Wäsche und Socken allabends mit Shampoo und schlüpfte morgens in duftige Frische. Einige Wochen zuvor fragte mich Biggi, ob ich nur ein Hemd besäße, und dann ausgerechnet auch noch ein schwarzes. Dem hochmütigen Tonfall ihrer Stimme und dem abschätzigen ihres Blickes entnahm ich die Antwort, die sie sich selbst gab: Drecksau! Wahrscheinlich lag dem törichten Kuchenrand diese Frage schon seit Langem auf der Zunge. Doch an diesem Tag müffelte mein Hemd nicht. Wirklich nicht! In meiner liebenswert galanten Art zeigte ich mich verständnisvoll und belehrte sie, dass die meisten Männer nur zwei Hemden hätten: eines für jeden Tag, und das gute, gestärkte Weiße für Beerdigungen. Mehr Hemden braucht kein Mensch. Und ich noch weniger, weil ich an Beerdigungen prinzipiell nicht teilnehme. Für ihre, versprach ich, würde ich eine Ausnahme machen und mir ganz bestimmt auch ein weißes Hemd zulegen. Ehrlich, niemals zuvor sah ich einen Menschen, der imstande war, durchdringend fiebrig wie ein scheues Wildpferd zu schnaufen und gleichzeitig seine Farbe chamäleonartig im Bruchteil einer Sekunde vom Haaransatz bis zum Busen von gedecktem Goldbraun in funkelnendes Feuerrot zu wechseln. Ein grandioser Kontrast zum Stroh auf ihrem Kopf, das sich zu meinem Bedauern nicht entfachte. Tief beeindruckt drehte ich ihr den Rücken zu und stieß die Tür zur Backstube auf.

Gesättigt und allerbesten Laune machte ich mich auf die Suche nach einer Telefonzelle. Fünfzig Meter die Straße hinunter, am Rande einer parkähnlichen Anlage, wurde ich fündig.

Drei auf einer Bank sitzende Mütterchen unterbrachen ihr Schwätzchen, als ich mich ihnen näherte. Misstrauisch überwachten sie jede meiner Bewegungen. Kein Grund zur Panik, Ladys: Als Gourmand verspeise ich herumlungernendes Rentnervolk grundsätzlich erst dann, wenn es besonders gut im Saft steht – nach Sonnenuntergang. Ich grüßte freundlich und verschwand in der Kabine.

Unter Sorbetes Anschluss meldete sich eine Frau. Gedrängt, aber für einen nicht eben perfekt spanisch sprechenden Ausländer verständlich formuliert, forderte sie mich auf, Zumaia umgehend zu verlassen und am kommenden Tag nochmals anzurufen. Ohne nähere Erläuterungen legte sie auf.

Der gehetzten Empfehlung gehorchend fuhr ich ein Stück meines Weges der letzten Nacht zurück und schlug mein Lager in Zarautz auf. Bei Tageslicht und in angemessener Fahrweise bot diese Stadt gleich ein ganz anderes, ein vielversprechenderes Bild von sich.

Ein hübscher kleiner Ort mit rot bemützten Polizisten – oder was immer da den Verkehr verregelte. Ich folgte der Richtung ihrer rudernden Arme in eine Nebenstraße, die sich ein paar Häuserblocks weiter vor einer begrünten Insel teilte. Noch bevor mich Gedanken über den einzuschlagenden Weg verwirren konnten, stellte ich meinen Wagen ab und machte mich auf, unbekanntes Terrain zu erkunden. Aus irgendeinem Grund schwenkte ich nach Westen – und wurde auch gleich fündig.

Im Hostal Alameda, einem kleinen, unscheinbaren, dreistöckigen Eckhaus, mietete ich ein Zimmer für die Nacht.

Die Arme hinter dem Kopf verschränkt und in eine bis zum Kinn hochgezogene dicke Wolldecke gerollt, lag ich frierend auf dem Bett meiner bescheidenen Unterkunft und sehnte mich nach der wärmenden Sonne des Südens. Unversehens sprang ich auf, kämpfte den in mir tobenden Widerstand gegen nasskaltes

Hundewetter tapfer nieder, verschloss mein Zimmer und stieg die Treppe zur Rezeption hinab.

Auf der vorletzten Stufe hielt ich inne – und den Atem an. Am Empfang saß ein zierliches, etwa zwanzigjähriges Mädchen. Den Kopf in beide Hände gebettet. Träumerisch sah sie durch die gläserne Eingangstür, vier oder fünf Meter vor ihr. Die Tochter des Hauses, unterstellte ich, obwohl sie ihrer Mutter kein bisschen ähnelte. Denn die wildgeschminkte Chefin, wenn es denn die Chefin und zugleich ihre Mutter war, bei der ich mich einschrieb, zählte etwas mehr als das Doppelte an Jahren, trug eine schlechtsitzende falsche schwarze Mähne und brachte locker das Dreifache auf die Waage.

Etwa zwei Minuten bewunderte ich ihr rotes schulterlanges Haar, machte kehrt und stürzte die Holzterrappe hoch. Das ist wörtlich gemeint. In meinem Tran verfehlte ich nämlich eine der blöden Stufen und stolperte. Doch gelang es mir, mit einem eleganten Schlenkerich die Peinlichkeit des Hinabfallens im letzten Moment abzuwenden. Vorbei an sechs Türen eilte ich den Flur entlang in mein Zimmer. Hatte ich doch tatsächlich Geldbeutel und Adressbuch vergessen.

Cool, wie Wölfe nun einmal sind, bat ich, wieder im Parterre, die blasse Schönheit das hoteleigene Telefon benutzen zu dürfen. Sie nickte kühl und distanziert und deutete mit dem Kopf auf den himbeerfarbenen Apparat zu ihrer Rechten. Für einen Moment glitten ihre Augen über mich hinweg. Nur ein winziger Moment – und ich war hingerissen. Ich benetzte die Lippen und schluckte schwer. Noch einmal hob sie die Augen, senkte sie jedoch sogleich wieder. Doch konnte ich es sehen: Glühende Sehnsucht, ruhelos lodernde Leidenschaft – die pralle Lebensfreude. Sie hatte wunderschöne große, strahlende, grüne Augen, in denen sich alle Annehmlichkeiten eines sorgenfreien Lebens vereinten. Sah ich jemals zuvor eine vergleichbare Anhäufung unaufdringlicher, natürlicher Anmut? Nein, niemals. Sie hätte sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt.

Mein Puls beruhigte sich nur langsam. Ich wählte Seilers Nummer und folgte der Ansage eines Anrufbeantworters. Eine Frauenstimme

wies in deutscher und englischer Sprache auf die Nummer des Anschlusses hin. Nach dem Piepton vertraute ich der Maschine meine gegenwärtige Telefonnummer an und bat um Rückruf bis zwanzig Uhr. Als ich den Hörer aufgelegt hatte und mich meiner grünäugigen Schönen zuwenden wollte, war sie verschwunden. Benommen schaute ich um mich und entdeckte sie hinter der kleinen Bar im angrenzenden Speiseraum. Eilends, so als könne mir jemand einen der drei Barhocker streitig machen – es war niemand da, aber das störte mich nicht –, hastete ich nach nebenan und rutschte lässig auf den mittleren.

Meine Lederjeans quietschte über den roten Lederbezug. Sie sah auf. Ihre Augen! Jesus, was für eine Frau! Geschickt meine Gefühle verbergend, sah ich in ihr zartes, fein geschnittenes Gesicht mit der kleinen geraden Nase und den schmalen Lippen und fühlte mich plötzlich sehr klein und federleicht.

Aus irgendeinem Grund verlangte es mich nach Waldmeisterlimonade, obwohl ich dieses moosgrüne Gesöff, das mich an etwas erinnerte, das im Hals steckt und nur mit Mühe herausspringt, verabscheute. Allein in meinem bescheidenen spanischen Wortschatz fand sich keine Bezeichnung für Waldmeister. Also versuchte ich es mit grünem Wald und Förster. Sie verzog keine Miene. Weshalb lächelte sie nicht? Litt sie an einer seltenen Gesichtslähmung oder Glatze im Mund? Offengestanden, allmählich regte mich die Frostmaus auf. Trampelte mir ungeniert auf dem Sack herum. Natürlich verhedderte ich mich auch noch und stotterte wie ein verlegener Schuljunge um die dämliche Waldmeisterlimonade herum. Nach dem vierten Versuch gab ich entnervt auf und bestellte einen roten Martini on the Rocks.

Irritiert spielte ich mit meinem Glas. Ich weiß nicht, was mich in ihrer Nähe hielt. Vielleicht die Suche nach dem Knopf im Ohr, vielleicht die Erwartung, sie trete nahe genug an mich heran, um einen Hauch, eine winzige Spur ihres Geruchs zu erhaschen oder die Hoffnung, sie möge ein paar Gläser zerschlagen damit ich gehässig und weithin hörbar lachen könne.

Um sie erneut anzusprechen, sträubte sich etwas in mir. Ich vermochte es nicht, meine pubertäre Hemmschwelle zu überwinden.

Ergo verlegte ich mich auf das höchst unbefriedigende zählen der Gläser und Flaschen im verspiegelten Regal mir gegenüber an der Wand hinter der Bar. War ich durch, begann ich von Neuem. Dazwischen bestellte ich weitere Martinis – und versumpfte.

Irgendwann füllte sich der Saal. In den Zwischenräumen der siebenundzwanzig angebrochenen Flaschen und fünfundsechzig umgestülpten Gläsern spiegelte sich, was zwölf Hunger leidende Gäste hinter meinem Rücken veranstalteten.

Da gab es jene, die bei der Nahrungsaufnahme nicht nur den Mund öffneten, sondern das gesamte Gesicht zu einer abstoßenden Grimasse entstellten. Oder jene, die gleichgültig vor sich hin schmatzten und so jedem an ihrem Tun teilhaben ließen, und auch jene, die mit dem Besteck hantierten, als benutzten sie es zum ersten Mal, und dass auch nur, weil ihre Gabel nicht zugelassen wurde. Und doch verband sie eine Gemeinsamkeit: ihre verstohlenen Blicke, die sie mir immer wieder zuwarfen. Wollte mich dieser fressende Mob ärgern, gar provozieren?

Ich stieg auf Jack Daniels um und hoffte ... Ja, auf was hoffte ich eigentlich? Schönes Wetter? Ein Zeichen von ihr? Vielleicht ein Lächeln? Oder auf Seilers Anruf, um beizeiten ins Bett gehen und ausschlafen zu können?

Seiler rief nicht an. Und als kurz nach 23 Uhr ein völlig unerotischer Opa meine Schönheit ablöste, stapfte ich ärgerlich zur Rezeption und hinterließ auf Seilers Telefonbutler, dass ich seinen Anruf am folgenden Morgen bis spätestens 10 Uhr erwarte. Um diese Zeit müsse ich nämlich mein Zimmer räumen.

„Waaaas?“, knurrte ich schläfrig, als das Klopfen an der Tür kein Ende nahm.

„Sie wünschten, sechs Uhr geweckt zu werden.“

Pumuckl?! Schlagartig war ich hellwach. Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett, presste ein aufgeregtes „Muchas gracias!“ in Richtung Tür, fand meine Hose auf der anderen Seite des Bettes unterm

Fenster, klaubte sie vom Boden auf, schlüpfte geschwind hinein und hoppelte zur Tür.

Ich riss das Brett auf und Enttäuschung legte sich über das hoffnungsvollste Lächeln, das ich besaß. Der Flur war leer. Kein Pumuckl, keine Staubflöckchen, noch nicht mal ein verdammter Sonnenstrahl. Die Hose mit beiden Händen vor dem Bauch am Bund festhaltend, stand ich auf dem Korridor und fragte mich, ob mir der Restalkohol einen geschmacklosen Streich spiele. Ich sah auf die Uhr an meinem rechten Handgelenk: Es war acht nach sechs. Aller Wahrscheinlichkeit nach war ich in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, als ich am Vortag bei meiner Anmeldung der aufgedonnerten Person den Weckauftrag gab. Zähneknirschend trat ich den Rückzug an.

Wenn ich etwas wirklich abgrundtief hasse, dann sind das schöne Frauen, die mich mitten in der Nacht aus dem Bett scheuchen, sich verkrümelnd und mich halb nackt, frierend und verkatert schutzlos einem muffigen Hotelflur ausliefern.

Meine Stimmung sackte auf den seelischen Tiefpunkt. Dort blieb sie auch während des erbärmlichen Frühstücks an einem der aufdringlich dekorierten Tische im Speiseraum. Und dabei hatte ich zur Aufhellung meines Tiefs einen Fensterplatz gewählt und die kitschigen Plastikblumen auf den Nachbartisch geworfen.

Ich schüttelte mir die Weißbrotkrümel aus dem Bart, ging zum Empfang und bat Pumuckels Mama, ihr hübsches Telefon benutzen zu dürfen. Sie grinste maskenhaft und nickte bejahend, wobei sich zwar ihr Kopf, nicht aber das Gewusel auf ihm bewegte. Es kostete mich einige Anstrengung, einen kräftigen Brüller zu unterdrücken.

„Ja?“, fragte eine männliche Stimme gedehnt.

Hatte wohl Angst, ihm könne jemand ins Ohr spucken.

„Gib mir Sorbete!“

„Warum?“

Das geht dich einen Dreck an. „Wolf hier. Sorbete erwartet meinen Anruf.“

„Ah ja! Wo kann er dich erreichen?“



„Hostal Alameda in Zarautz. Aber nur noch heute.“ Na, dann muss ich eben noch etwas bleiben. Warum auch die Eile?

„Er wird sich bei dir melden.“

Klack! Für einige Augenblicke hielt ich den klobigen, tutenden Hörer ans rechte Ohr gepresst, bis es schmerzte und er mir unsanft aus der Hand zurück auf die Gabel glitt. Mama fuhr zusammen, unterbrach die Lektüre eines Groschenromans und sah besorgt zu mir auf. Ich lächelte hilflos, mietete mein Zimmer eine weitere Nacht und ging hinauf.

War es aus der Mode gekommen, ein Gesprächsende mit einem Gruß zu signalisieren?

Dabei schien doch alles in bester Ordnung zu sein. Sorbete freute sich, als ich ihm ankündigte, nach Zumaia zu kommen. Seiler sicherte mir seine uneingeschränkte Unterstützung zu. Und meine grünäugige Schönheit ... Pingpong spielende Hormone ... wird schon werden.

Am Abend unternahm ich einen weiteren Versuch, mich mit Seiler über mein weiteres Vorgehen abzustimmen. Im Dialog mit seiner Maschine leierten wir unsere Sprüche herunter. Dann ging ich auf mein Zimmer und legte mich zu meinem extrascharfen Männermagazin aufs Bett. Orientierungslos blätterte ich darin, las hier drei, dort sieben Zeilen und betrachtete eingehend die aufgeklappte Doppelseite in der Heftmitte.

Überraschend klopfte es an der Tür. Ich öffnete und blickte in ein wunderschönes, strahlendes, grünes Augenpaar.

„Das wurde für Sie abgegeben“, und reichte mir einen kleinen grauen Briefumschlag, warf einen Blick an mir vorbei ins Zimmer, lächelte wissend und verabschiedete sich.

Sie lächelte! Und verabschiedet hat sie sich auch! Was war ich doch für ein Glückskind! Sehnsüchtig sah ich ihr nach und bemerkte ein plötzlich eintretendes lebhaftes Treiben in meiner Hose.

Ich schloss die Tür, setzte mich auf die Bettkante und riss den Briefumschlag auf. Er enthielt ein zusammengefaltetes Blatt in der Farbe des Umschlages mit einer Telefonnummer und Sorbetes Namenszug.

Kurz darauf verließ ich das Hotel. War die Spur bis dahin lauwarm, erhöhte sich die Temperatur nunmehr beträchtlich. Endlich, möchte ich hier einfügen.

Es regnete. Und natürlich war es kühl. In der Telefonzelle, auf der dem Hostal und dem grünen Inselchen gegenüberliegenden Seite, wenige Meter von meinem parkenden roten Wagen entfernt, wählte ich die Nummer vom Zettel. Mit dem ersten Klingelzeichen meldete sich eine Frau.

„Wolf“, stellte ich mich vor.

„Fahr zurück! Sorbete wird sich wieder melden.“

Das hältst du doch im Kopf nicht aus. „Was soll das? Ist etwas passiert?“

„Er und zwei andere sind aus Bayonne kommend an der Grenze festgenommen worden.“

Schwachköpfe! Das französische Bayonne war ein ebenso beliebter wie bekannter ETA-Stützpunkt. Wollte diese hohle Nuss mich ruinieren?

„O, Gott! Aber weshalb?“, zeigte ich mich bestürzt.

„Wir hoffen, es handelt sich um einen Irrtum und man lässt sie heute oder morgen wieder frei. Genaueres wissen wir derzeit auch nicht. Er wird sich bei dir melden. Hasta Luego!“

„Halt! Was heißt das?“

„Sieh ins Wörterbuch.“

Tut, tut, tut, tut – „War mir ein Genuss, mit dir zu sprechen. Einen schönen Tag dann noch!“ – tut, tut, tut, tut, tut.

Zu Tun gab es für mich in dieser Gegend nichts mehr. Kein Grund also, mich länger als notwendig einer arbeitsfeindlichen und überdies saukalten Umgebung auszusetzen. Ich blieb noch eine Nacht und verwischte am Morgen kurz nach zehn meine Spuren.

Ausgesprochen gut fühlte ich mich dabei nicht. Dass sich Seiler trotz wiederholter Aufforderung nicht meldete, nun ja, es glitt mir am Gesäß vorbei. Hauptsache er schiebt Kohle rüber – reichlich und pünktlich. Aber Pumuckl ... Allzu gern hätte ich ihr bewiesen, dass die Dornen einer wunderschön blühenden Rose meinem Stachel nichts anhaben konnten. Doch ging mein Job vor.

Wann immer sich die Gelegenheit bot, trat ich das Gaspedal bis zum Bodenblech. Also gut, ich war gefrustet. Aber nur ein ganz klein wenig.

Abgesehen von zwei Stunden, die ich in Madrid im Stau verplemperte, weil jeder Affe glaubte, ausgerechnet dann Feierabend machen zu müssen, wenn ich in Eile bin, und einem Halt vis-à-vis des Madrider Gefängnisses, wo ich in einer Imbissbude eiligst einen Hamburger verdrückte, fuhr ich ohne Unterbrechung bis Estepona.

Ich sah nur das Schwarz des Asphalts, unterbrochen von einigen Dutzend Fahrzeugen, die mich behinderten. Es war, als führe ich durch ein Meisterwerk des Tunnelbaus – vom Atlantik bis zum Mittelmeer nicht die kleinste trivialste Ablenkung des Kraftfahrers.

Als ich am Morgen in meinem Hotelbett erwachte und ansetzte, mich über die aufsteigende Übelkeit und den stechenden Schmerz im Unterleib zu befragen, spurtete ich auch schon zur Toilette. Bewundernd nahm ich zur Kenntnis, wie viel Energie mein revoltierender Körper nach sechzehn Stunden Fahrt und vier Stunden Schlaf aufbringen konnte. Doch die Bewunderung hielt nicht lange vor. Mehr als eine Stunde klebte ich am Porzellan, bevor ich mich ganz vorsichtig löste und wie ein tatteriger Greis zum Telefon tastete. Ich schilderte Ulli mein Nasszellenproblem und bat ihn, Tomas zu schicken. Schweiß bedeckte meinen Körper. Minütlich fühlte ich mich schwächer und miserabler.

Es war die Hölle – bestimmt aber der direkte Weg dahin. Hatten sie mich also doch erwischt. Ich sah den schwarzen Mann. Hämisch grinsend lauerte er vor der Tür. Lümmelte an der Zarge und sah mitleidlos zu mir herüber. Berief er mich ab? Diese Ungeduld aber auch. Lass es mich aussitzen, nur dieses eine Mal noch, bat ich ihn in Gedanken. Wer oder was auch immer darüber entschied, es gestand mir eine weitere Stunde zu. Und als diese ausgestanden war, rappelte ich mich auf und öffnete die Tür.

Ullis Ansatz einer lockeren Begrüßung geriet ins Stocken. Ich sah wohl ungewöhnlich deformiert aus. Seine Gesichtszüge spiegelten Entsetzen. Auch gut, so verkniff er sich wenigstens einen unpassenden Spruch. Andernfalls wäre es wirklich fies gewesen und ich hätte mir sehr genau überlegt, von ihm noch einmal ein Stückchen Kuchen anzunehmen. Denn auch ohne überflüssige erheiternde Momente fühlte ich mich erbärmlich genug. Hinter seinem breiten Rücken, ein beruhigendes Doktorlächeln auf den Lippen, peilte Tomas hervor. Hatten sie geklopft? Ich musste es überhört haben.

Tomas fasste mich bei der Schulter und schob mich mit sanftem Druck zum Bett.

„Lebensmittelvergiftung“, diagnostizierte er etwas später in einer wohltuend unverschlüsselten Sprache und schüttelte verwundert den Kopf.

„Was hast du zuletzt gegessen?“

„Ham-bur-ger.“

„Fleischvergiftung. Gut. Das kriegen wir schon wieder hin. In einer Woche ist alles überstanden.“ Sprach es und verschwand, um allerlei Wundermittel aus der Apotheke zu besorgen.

Drei lange, grauenvolle Tage stand ich unter Kloarrest. Kaum eine Stunde verging, ohne dass es mich nicht drängte, das kleine weiße Ding zu umarmen. Dann erst war ich so weit genesen, dass ich mein Hotelzimmer verlassen und in der Pasteleria nach dem Rechten sehen konnte. Es lag weder von Seiler noch von Sorbete eine Nachricht vor.

Und nach fünf weiteren Tagen war es nur noch eine Episode mit – für mich – zweifelhaftem Unterhaltungswert.

Tagelang tingelte ich zwischen meinem Büro und der Pasteleria hin und her. Beinahe zwei Wochen waren seit meinem letzten Anruf vergangen, als ich am Mittwoch die Konditorei betrat und mit meinem Erscheinen das Telefon aufschrillte. Ullis flippige Verkäuferin hob ab, lauschte und reichte mir aufgeregt den Hörer.

„Deutschland! Für dich!“

Kundschaft wartete auf sie.

„Na, wenn das keine Überraschung ist!“

Ich wusste nicht, wer sich am anderen Ende überraschte. Aber kommt ein Anruf nicht immer irgendwie überraschend?

„Wir konnten uns nicht früher melden.“ Bernhards monotone Stimme brach ab.

Ich nutzte die entstandene Pause und schilderte ihm mit wenigen Worten, was sich im Baskenland ereignete. Oder genauer: was sich nicht ereignete.

„Es tut mir leid, mehr war einfach nicht drin.“

„Du musst dich nicht entschuldigen. So was kann immer mal wieder passieren. Ich werde prüfen lassen, was an der Grenze vorgefallen ist. Seiler wird dich in den nächsten Tagen anrufen und alles Weitere mit dir besprechen. Kopf hoch! Bleib am Ball!“

Bei Bernhards sportlichem Abschiedsgruß wurde mir gewahr, wie weit sich meine Augen im Abseits befanden. Unwillig nahm ich sie vom Hintern des süßen neunzehnjährigen Mädchens, das sich eben über die Kühltheke beugte, um eine Kundin auf frischen Käsekuchen hinzuweisen. Der hauchdünne Stoff ihrer schwarz-weiß-gestreiften Hose spannte sich. Hindurch blinzelte ein verspielter weißer Tanga. Gehört sich so was? Aber selbstverständlich! Wahnsinnig würde ich werden, wenn dem nicht so wäre. Sie sah zu mir herüber und lächelte, als bedanke sie sich für meine Aufmerksamkeit. Beherrscht wandte ich mich ab und ging die drei Schritte durch die Pendeltür in die Backstube.

Ulli faltete Blätterteig für Schweinsohren und ich erzählte der Situation angepasste, Muskulatur entspannende Witze.

Mein Nachtdienst begann wie jeder Nachtdienst: furchtbar einsam und ruhig.

Zwanzig Minuten vor Mitternacht rief Seiler an. Ich nahm den bimmelnden Apparat, setzte mich auf den angenehm erfrischend kühlen Boden und berichtete auch ihm von meinem Kurzurlaub. Zwar habe er am Nachmittag mit Bernhard gesprochen, jedoch nicht darüber. Als ich geendet hatte, ließ er mich wissen, dass er umgehend in Erfahrung bringen wolle, was mit Sorbete an der

Grenze vorgefallen sei. In Zarautz habe er sich aufgrund organisatorischer Probleme nicht melden können.

„Ich werde dich dann nächste Woche wieder anrufen.“

Samstagabend gab mir Biggi in ihrer mürrisch ungeduldigen Art – wir mochten uns eben – einen Streifen abgerissenen Zeitungsrand, auf dem sie in krakeligen Schriftzeichen eine Nachricht an mich notiert hatte. Ich dechiffrierte und erfuhr, dass Sorbete einen ausgedehnten Urlaub in Bayonne verbringe. Das Wetter habe sich merklich gebessert und er freue sich auf ein Wiedersehen im sonnigen Süden. Mehr wollte und mehr brauchte ich nicht. Spitzbübisch grinsend schnippte ich die Notiz in den Abfall und erinnerte Biggi an ihren wohlverdienten Feierabend. Sie warf den Kopf herum, zerknitterte ihr hübsches Gesicht und bediente sich des Blickes, dessen sie sich immer bediente, wenn sie mir mal wieder eine heiße Affäre mit einem Blitz wünschte. Schließlich stieß sie die Lade der Registriertasse zu, schnappte nach ihrer Handtasche, drückte sich an mir vorbei und strebte dem Ausgang entgegen. Kaum hatte sie einen Fuß vor die Tür gesetzt, war ich auch schon hinter ihr.

Ich verschloss die Konditorei, nahm mir ein Stück Kirschkuchen – oder auch zwei – aus der Theke und griff zum Telefon.

Seiler schickte mal wieder sein zweisprachiges Fräulein vor. Mein Stimmungshoch ebte ab. Zu gern hätte ich ihm Sorbetes erfreuliche Botschaft persönlich überbracht. So aber bat ich um seinen Anruf für Sonntag zweiundzwanzig Uhr.

Nicht gleich am Sonntag, aber am Montag rief er zurück. Seiler war von Sorbetes Nachricht derart aus dem Häuschen, dass er sich am Morgen des folgenden Tages gleich noch einmal meldete.

„Wir werden uns in Österreich ... in Salzburg treffen. Vermutlich nach dem achten Juli. Genaueres erfährst du noch. Dein Ticket wird bei der IBERIA in Malaga hinterlegt. Der Flug geht über Zürich. Ticket und Hotel sind dann bereits bezahlt. Hast du mir bis hierher folgen können?“

„Nein. Was spricht gegen Afghanistan?“

„Wir haben uns für Salzburg entschieden, um nicht Gefahr zu laufen, dass du mit deiner jüngsten Vergangenheit konfrontiert wirst.“

Seilers Sinn für Humor schien mir nicht sonderlich ausgeprägt zu sein.

„Das ist aber nett.“

Ich fand es gar nicht nett. Nicht, weil ich es nicht nett finden wollte, sondern, weil ich es nicht verstand. Vermutlich spielte er auf meine letzten Jahre in Deutschland an. Das allerdings verstand ich noch weniger.

„Morgen oder übermorgen werde ich dir das genaue Datum durchgeben. Wie kann ich dich erreichen?“

Gute Frage.

„Vielleicht per Anruf? Rufen Sie mich unter meiner Geschäftsnummer an.“

Entgegen meiner sonstigen Gewohnheit ging ich, nachdem Ulli um drei zur Arbeit kam und wir Kaffee getrunken und eine Zigarette geraucht hatten, nicht ins Hotel und fuhr stattdessen ins zehn Kilometer entfernte IPANEMA – einer herausragenden Diskothek, nur einen Steinwurf vom High Society Jachthafen Puerto Banus.

Nach dem fünften Whiskey tat ich das, was mir, seit ich laufen lernte, am wenigsten gelang: Hüftwackelnd mischte ich mich unters Volk und strampelte mir einen ab.

Stück für Stück öffnete sich das Dach über der Tanzfläche. Die Glaskuppel schob sich zur Seite und gab den Blick auf einen sternenklaren Nachthimmel frei. Eine gut abgefüllte, tobende Menschenmasse applaudierte und U2 säuselte „I still haven't found what I'm looking for“ aus mannshohen Boxen am Rande der Tanzfläche.

Ich tobte mit, wusste nicht warum, versank im Rhythmus und war spitz wie selten zuvor. Einer – ich glaube, norwegischen – Touristin erging es ähnlich. Zügellos lebten wir unsere Triebe in einer Schuhschachtel aus. Nur Freaks wissen, welche Unbilden ein Mini Cooper bereithält, wenn zwei Unersättliche gierig und hemmungslos übereinander herfallen. Dabei wäre mein kleines rotes Auto um

einige Nuancen bequemer gewesen. Aber der parkte drei Autolängen weiter. Das Animalische in uns gewährte nur Aufschub bis zu ihrem recycelten Karton.

Es war furchtbar! Furchtbar heiß, furchtbar wild, furchtbar nass, furchtbar anstrengend – furchtbar schön.

Später versuchte ich mich, ihres Namens zu erinnern. Krampfhaft dachte ich nach. Ich saß in meinem Büro, trank Kaffee und grübelte. Es war Mittag, die heißesten Stunden des Tages, und ich erinnerte mich nicht. Es gelang mir ebenso wenig, wie ein Bild von ihr aufzubauen. Ich weiß noch, sie roch, nein, sie stank nach Alkohol und hatte einen eminent geilen Hintern, glaube ich. Ja, und darüber muss ich ihren Namen und alles andere vergessen haben.

Etwas, das ich mit meinem Freund, dem guten Seiler, gemeinsam hatte. Auch bei ihm klafften Lücken im Erinnerungsvermögen.

Auf seinen Anruf wartete ich vergebens. Den ganzen heißen Tag lang. Und auch den Nächsten, den ich wiederum im – na, wo schon – MANICOMIO verbrachte, mich in Geduld übte und nach einem Zeichen von Ulli Ausschau hielt.

Unheimlich spannend, nicht wahr? Verdrießen Sie nicht! Sehen Sie, mein Job war es, Anweisungen meines Auftraggebers zu befolgen. Kamen sie: gut! Kamen sie nicht: nun ja.

Manchmal hatte ich aber auch richtiges Glück. Manchmal erhielt ich Besuch von einem Schutzengel, der mich vor Lethargie, Sonnenbrand und anderen Naturkatastrophen bewahrte.

So ein Schutzengel kam zufällig an diesem Nachmittag in Gestalt eines sehr blonden, sehr gut aussehenden, sehr leichten deutschen Mädchens daher. Sie war ein wenig – ja, sagen wir mal – anders als die schönen Mädchen, die Sie bisher kennenlernten. Ihr Einzugsgebiet beschränkte sich auf Puerto Banus. Und dennoch, oder gerade deshalb, verdiente sie ein kleines Vermögen.

Ulla lächelte einnehmend, platzierte ein volles Glas Kaffee neben mein Leeres, setzte sich und kam ohne Umschweife zum Kern ihres erlösenden Erscheinens. Sie habe Angst vor ihrem Verflossenem. Ich



wusste natürlich, dass das Quatsch war. Ulla hatte nicht einen Verflommenen – sie hatte Dutzende. Hm, oder auch mehr.

Sie war barfüßig und trug eines ihrer hübschen Sommerkleidchen: sehr weiß, sehr dünn, sehr klein. Eines dieser jenen Nichts, die Eskimos schweißtreibende Tagträume beschieren. Es bedeckte ihren makellosen, drahtigen, bronzefarbenen Körper gerade so weit, als dass es ihr eine Anzeige wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses vom Leib hielt.

Ich fragte mich, welche Schwachköpfe sich über Augenweiden wie diese ärgern mögen und kam zu dem Schluss, dass es sich natürlich nur um Neidhammel handeln konnte.

Wie auch immer.

Angeblich halte er sich in Marbella auf und habe ihr ausrichten lassen, dass er sie während der kommenden Nacht aufmischen wolle. Offensichtlich ein unangenehmer Patient. Welcher gesunde Mensch teilt seinem Opfer schon Datum und Uhrzeit mit? Ich lachte und schlug mit der Handfläche auf den Tisch. Ulla, die ihre Beine übereinanderschlug, bog sich etwas nach links, hob den blanken Schenkel und kratzte sich mit der Rechten – ziemlich weit oben. Ein bisschen wie ein Köter, der knabbernd Flöhe durchs Fell scheucht. Fragend legte sie ihre braunen Augen auf mich. Glaubte sie, mich mit ihrer blöden Schaberei kaufen zu können? Was hielt diese Frau so unverschämt knusprig?

Ich wohnte ihrer graziösen Häutung mit den Augen der Wissenschaft bei. Häuten sich Hunde? Eine gewisse Erotik war dem nicht abzusprechen. Sie wusste das natürlich und dehnte, wie ich meinte, es etwas aus, bevor sie ihr weißes Höschen zurechtzupfte und mich fragte, ob ich auf sie und ihre Tochter aufpassen würde. Dabei studierte das ausgekochte Luder verlegen die Nägel der Kratzhand.

Ich zögerte, nippte am Kaffee und faselte von einer unheimlich wichtigen Verabredung, die ich unmöglich absagen könne. Ulla erhöhte von dreihundert auf fünfhundert Mark und ich litt plötzlich an Amnesie.

Ich mochte Ulla. Ich mochte sie wirklich sehr. Vor knapp zwei Monaten, Ulla hatte irgendetwas Dringendes in Deutschland zu erledigen, übernahm ich die Aufsicht ihrer dreizehnjährigen Tochter.

Fünfzehn Tage bewachte und bemutterte ich die Göre, das Haus und ein zotteliges Knäuel, das mich fortwährend anfauchte.

Täglich chauffierte ich den Teenager in eine Privatschule und holte sie nach Schulschluss wieder ab. Zwischenzeitlich hielt ich das Haus und den Garten in Ordnung, kaufte ein, fütterte den fauchenden Flohfeudel und bereitete die Mahlzeiten. Es war nicht mein üblicher Job, doch hatte er seinen Reiz, machte sogar Spaß und brachte ordentlich was ein. Vier Monate, rechnete ich aus, könnte ich sorgenfrei damit auskommen.

Ulli hatte keine Einwände gegen mein nächtliches Wegbleiben. So brach ich 23 Uhr auf, fuhr bis Kilometer 150 und bog links nach Arroyo Vaquero, einer neuen Siedlung aus vielleicht fünfunddreißig Häuschen, ab.

Elf Stunden später saß ich wieder in meinem Büro und ließ mich von einem deutschen Touristen überreden, ihn zum Flughafen nach Malaga zu fahren.

Die Nacht bei Ulla war warm wie ihr Frühstückskaffee und aufregend wie die Bedienungsanleitung zu ihrem Propangasofen. Ich konzentrierte mich auf meinen Job, Ulla auf ihre Joints und die Tochter aufs Fernsehprogramm. Alles in allem eine gewöhnliche Nacht am Meer – ohne ein Zeichen des angekündigten, bössartigen Schlächters.

Seiler bereitete mir eine Überraschung. Er rief mich spät in der Nacht auf meinem Posten in der Pasteleria an.

„Ich habe unser Treffen perfekt gemacht. Du wirst am achten Juli, das ist ein Mittwoch, zwölf Uhr von Malaga über Madrid und Zürich nach Salzburg fliegen. Tickets und Hotel sind gebucht und bezahlt. Deine Tickets bekommst du in Malaga, am Schalter der IBERIA. In Salzburg, wo du achtzehn Uhr dreißig landen wirst, nimmst du dir ein Taxi und fährst zum Hotel Winklhofer. Das Zimmer ist bis zehnten Juli auf deinen Namen reserviert. Ich werde dich um zwanzig Uhr im Foyer erwarten. Alles klar?“

„Mit Seeblick?“

„Da gibt es keinen See.“

„Schade. Dann nehme ich ohne Seeblick?“

„Ohne Seeblick. Guten Flug!“

Wo kein See ist, da gibt es auch keine Mücken. Jedenfalls nicht so viele. Demnach werde ich meinen Ausflug wohl genießen müssen.

Ulli brachte mich rechtzeitig zum Flughafen. Seilers fest umrissenen Weisungen folgend, suchte ich die Hallen nach dem IBERIA-Schalter ab. Ich fand ihn, legte meinen Reisepass vor, sackte die 2.000 Mark teuren Flugtickets ein und erfuhr nebenher, dass es in Madrid Komplikationen mit dem Radar gebe. Mein Flug IB 352 würde aller Wahrscheinlichkeit nach in Verzug geraten.

Radarprobleme – so nennt man das also. Wie beruhigend. Das uns da mal kein Geisterflieger beehrt.

Trotz einer nicht unbeträchtlichen Verspätung von zweieinhalb Stunden, erreichte ich meine Umsteigemaschinen in Madrid und Zürich.

## **Ende der Leseprobe aus dem Roman Fechter**

---

Mehr lesen auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)

# **Danksagung**

Ganz herzlichen Dank für Ihr Interesse  
an meinen Romanen!

Olaf W. Fichte

---

Mehr über mich auf  
[www.OlafFichte.com](http://www.OlafFichte.com)